

**Vergißmeinnicht**  
**1910**

12 (1910)

---

# Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift  
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und  
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission  
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

28. Jahrgang.

N. 12.

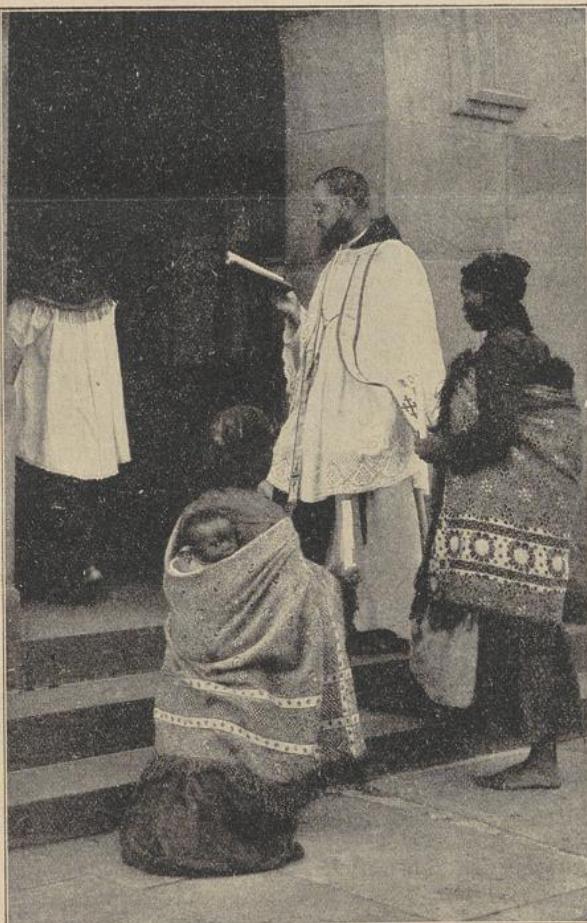
Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
M. 1,50,  
direkt franko zu-  
gesandt oder von  
unsern Befördern  
bezogen.

Überzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.  
Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu Gunsten  
der armen Heiden  
in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmeinnicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Überschnitt der  
Zahlkarte oder  
Postanweisung.

Postcheck-Konto  
Köln Nr. 1652.



Nach kirchlicher Vorschrift.

Köln a. Rh.  
Dezember 1910.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Missions-  
ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohltätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmeinnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

für die Abonnenten  
des Vergißmeinnicht  
als Wohltäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Kollegiatkirche  
zu Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergizmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

‘s ist Winter geworden.

‘s ist Winter geworden  
Im Feld und im Wald;  
Die Vöglein schweigen,  
Die Blätter sich neigen,  
Das letzte fällt bald.

Im Garten die Rosen  
Sind auch schon verblüht,  
Letztes Knösplein muß sterben,  
Letzte Hoffnung verderben —  
Es ist ‘s alte Lied.

Nun deckt so sanft alles  
Als Bahrtuch der Schnee;  
Die Blümlein, die toten,  
Die Keimlein, die roten,  
Junge Hoffnung, altes Weh.

Doch siehe! Am Fenster  
Da füget sich leis',  
Ein Blümlein zum andern.  
Geheimnißvoll' Wandern  
In glänzendem Eis!

Von Geistern der Blüten  
Ist's heimlich ein Gruß:  
„Der Winter wird gehen,  
Wir werden erstehen  
Bei der Maitonne Kuß!“

Erstorbene Hoffnung,  
Auch du grüßest traut  
Durch's Blühen im Eife:  
„Harr' aus, bis es leise  
In der Brust wieder taut!“

A. Marll.

Rede des hochwürdigen Herrn Dr. phil. Jakob Meyers,  
Professor in Luxemburg.

Die Mission ist der Idealismus des Christentums. Das ist ein bekanntes und beliebtes Wort unserer Zeitgenossen. Politiker und Staatsmänner, Ethnographen, Gelehrte und Forscher, Redner und Dichter der verschiedensten Geistesrichtungen haben dasselbe mehr als einmal mit grossem Nachdruck und tiefer Überzeugung ausgesprochen. Robert Koch war einer der jüngsten, die Zeugnis für dasselbe abgelegt haben. Und als vor einigen Monaten aus dem fernen Deutsch-Ostafrika die Kunde zu uns gelangte, daß ein katholischer Missionär von einem dortigen Eingeborenen ermordet worden sei, da wurden allenthalben Stimmen laut, die zugleich mit dem Schrei der Entüstung über die grausame Tat den Ruf der Bewunderung verbanden für jene hochsinnige Kulturarbeit, die auch für den nüchternsten Beobachter ein erfreuliches Bild voll idealer Gestalten der edelsten Menschlichkeit, des heldenmütigsten Opferwillens, der glühendsten Gottes- und Menschenliebe darbietet. Uns gläubige Katholiken wundert es aber keineswegs, daß auch von draußen her so viele Stimmen der Anerkennung unseres Missionslebens herüberlören. Denn für uns ist die Mission die herrlichste Entfaltung aller Lebenskräfte des Christentums, die majestätische Verwirklichung des geistigen Reichsgedankens der Kirche, das „große Gotteswerk“, von dem der zeitkundige Leo XIII. in einem der denkwürdigen Monumente seines pontifizalen Wirks so wundervoll geredet hat, die einzige beglückende Seelenkultur der wahren Liebe.

Im fiebenden Getümmel der Zeit, in der herrschenden Verwirrung der Ideen ist der Missionsgedanke eine jener hohen alten Türen, von denen aus die weite, tiefbewegte Gegenwart wieder erstrahlt im unsterblichen Lichte der reinen Wahrheit und Schönheit des Christentums.

In jener klaren Spiegelfuß wird auch uns selbst

wieder wohl, weil unsere ewigen Ideale uns in ein näheres, freundliches Licht gerückt werden und uns wieder zum vollen Bewußtsein kommen.

„Ah, nur ein Blick ins Ev'ge weiht  
Die ganze arme Menschlichkeit.“



Dr. phil. Jakob Meyers,  
Professor in Luxemburg.

In großen Entscheidungsperioden ist es notwendig, daß wir die Gipspunkte unserer Lebensauffassung und Weltanschauung ersteigen. In Zeiten, wo die sittliche Welt in allen ihren Tiefen bewegt erscheint, und die Gesellschaft in großen Wellen schlägt und brandet, ist es notwendig für jeden, der sich dem Spiel der Wellen nicht preisgeben will, daß er sich zuerst nach den Standsternen des Himmels zurechtzufinden suche, damit er einen Halt gewinne an dem, was fest bleibt in der Mitte der Bewegungen, und damit er die Weltgegenden erkenne und wisse, woher Windeszug und Wasserströmung kommen und wohin sie wieder ziehen. Die Mission gewährt uns diesen festen und klaren Halt- und Höhepunkt. Missionsbegeisterung ist Glaubensstärke. Missionsgeist ist Opfergeist, vor allem aber Missionsliebe ist reine, uneigennützige Gottes- und Menschenliebe; der Pilgerstab des Missionärs hat oft geschlüssigt da, wo das Schwert des Groberers nicht schützen konnte. Der Gottesstaat armer, entfagender Menschen, die auf Apostelwegen wandern bis an die Enden des Erdkreises, ist eine ewige Heimat der gläubigen Menschenseele.

Der Missionär ist der immer junge Held von Monsavatsch, der, niedersteigend von der alten Europaburg, in seiner reinen Hand den heiligen Gral der christlichen Wahrheit trägt: und von diesem Gral geht ein wunderbares Leuchten aus, das die Welt segnet. Darum ist Missionsarbeit und Missionseifer unsere Freunde und unser Stolz, ist Idealismus des Christentums im schönsten Sinne des Wortes.

Das haben Deutschlands Katholiken niemals vergessen. Vor allem haben die Generalversammlungen



Weihnacht.

der Katholiken Deutschlands dem Werke der Missionen immer ihre ungeteilte Liebe und Verehrung zugewandt. In den leidenschaftlichen Tagungen der Siebzigerjahre ist die Sorge um das Wohl und Wehe der Missionen nicht verstummt und in der Jubelversammlung im Schatten des Kölner Domes bildete sie eine der schönsten Edelsteine im Diadem der Katholikentage.

Auf der 55. Generalversammlung in Düsseldorf wurde der Rahmen der sonst üblichen Missionsresolutionen erweitert und neben Teilmissionen auch die Weltmission der Kirche nach Gebühr in den Gesichtskreis gerückt. Mit freudigem Dank habe ich es unternommen, dem Missionseifer der deutschen Katholiken das Wort zu reden. Und ich möchte an diesen höchsten und heiligsten Gegenstand alle Liebe meines Herzens und alle Kraft meines Wortes verschwenden, damit, von dieser hohen Warte aus, wo ich die Menschheit als Zuhörerin habe, es weithin leuchte wie ein ermutigendes St. Elmsfeuer auf den Segelstangen am Schiff der Kirche.

Ich werde die Schattenseiten und Unvollkommenheiten nicht in den Vordergrund rücken, nicht streiten und nicht anklagen. Ich weiß, daß, wie bei allen von Menschen betriebenen Unternehmungen, auch die Missionen nicht von Menschlichkeiten verschont geblieben; daß auf jubelnde Entertage auch prüfende Sturmzeiten kommen; daß Misserfolge auch das glücklichste Haus und den treuesten Hüter treffen können gemäß den schönen Worten Longfellow's:

„Es ist kein Herd so sturmgeschützt und friedlich,  
Ein Stuhl steht leer davor —  
Es ist kein Hirt so treu und unermüdlich,  
Der nicht ein Lamm verlor.“

Aber ich weiß auch, daß ehrliche Selbsterischung und Selbstkritik nicht gleichbedeutend sind mit Anklage und Verurteilung; ich weiß, daß auch im Missionswerk der Weg aufwärts gehen muß in freudiger Zuversicht.

Ich werde auch nicht rechnen und zählen. Die Zahlen, die mir bei der Vorbereitung zu dieser Rede zur Verfügung gestellt sind, reden eine laute Sprache. Sie sagen uns, wir brauchen keine neue Organisation, wir brauchen keine neue Technik und keine neue Methode — was wir brauchen, das ist mehr Seele, mehr Kraft und mehr Enthusiasmus.

Die Missionsarbeit wendet sich an das Heroische in uns. Mehr Begeisterung, meine Herren!

„Längst im Gemeinen wär' die Welt zerfallen,  
Längst wären ohne sie zerstöbt die Hallen  
Des Tempels, wo die Himmelsflamme brennt,  
Sie ist der Born, der ew'ges Leben quillt,  
Vom Leben stammt, allein mit Leben füllt.“

Darum soll mein Wort ebenso sehr Mahnung und Hilferuf als Verherrlichung und Lobgesang sein — Hilferuf mit dem armen Macedonier, der in einer herrlichen Vision an Paulus herantrat mit der rührenden Bitte: „Transiens adjuva nos!“ Komm zu uns herüber und hilf uns! Komm herüber, katholisches Deutschland über Meere und Länder, durch Wälder und Wüsten, und hilf denen, die allein sich nicht retten können!

Verherrlichung und Lobgesang im Hinblick auf das, was 2000 Jahre christlicher Weltmission geschaffen hat und was Gott selbst heute der Menschheit zeigt.

Katholiken Deutschlands! So wollen wir Hilferuf und Hymnengesang ineinander klängen lassen zur Ehre der Weltmission der Kirche und ihrer göttlichen Größe. Denn diese Größe überholt alles, was Menschengeist und Menschenhand gebaut: In der Morgenröte ihres dritten Jahrtausends steht sie noch vor uns, im ewigen Grunde gefestigt, in weltgeschichtlichem Wachstum geworden, in stets neuem Reichtum erstrahlend. In ewigem Grunde gewurzelt und gefestigt: so erscheint uns zu allererst die Weltmission der Kirche. Sie beruht auf viertausendjährigen, unverbrüchlichen göttlichen Satzungen, sie ist der grandiose Schliffstein am Werke der Erlösung. Was im ewigen Weltenplane Gottes lag, das wurde durch Jesu letztes Wort und letzten Willen besiegt, und dieses letzte Wort lautet: „Ite, docete omnes gentes!“ „Gehet hin und lehret alle Völker!“

Wenn man stirbt und ein Vermächtnis hinterlassen will, dann wähgt man seine letzten Befehle und man gibt keine solchen, die von den Ereignissen der Unwahrheit geziichtet werden könnten. Ein so absolutes und bedingungsloses Wort wie dieses: „Gehet hin und lehret alle Völker!“ unterstellt eine Sicherheit ohnegleichen, zeugt von dem Adlerblick des Propheten, der, ehe er sich zum ewigen Schlaf niederlegt, die Menschheit betrachtet, die voll Aufmerksamkeit und Gehorsam an seinem Grabe sitzt. Dieses Wort aber hat Christus ausgesprochen; er hat es zuerst gesagt und er ist der einzige, der es gesagt hat. Er umfaßt damit die ganze Menschheit; er dachte an die Söhne Sems in der Abgeschiedenheit ihrer Hirtentäler, er dachte an die Söhne Japhets und an ihren kühnen Unternehmungsgeist, er dachte aber auch an die sonnenverbrannten Söhne Chams in ihrem Fluch und ihrer Verworfenheit.

Im Gegensatz zu der antiken Minerva, die das Heidentum uns darstellte als aus dem Kopfe Jupiters während seines Schlafes entsprungen, kommt unsere Kirche nicht aus dem Hause unseres Gottes allein; sie kommt aus seinem Herzen, sie ist ein Werk der Liebe und Barmherzigkeit und es liegt in ihrer Natur, die wunderbaren Gaben zu verbreiten und auszusäen, die sie als unsterbliches Erbe von ihrem göttlichen Gründer erhalten hat.

Die Kirche, aus dem Herzen Gottes geboren, geht mit geöffneten Armen und ausbreiteten Händen; es drängt sie die Liebe Gottes, das Evangelium zu predigen aller Kreatur; nicht das Vorrecht eines Volkes soll ihr Wort sein, nicht das Erbteil einer Nation, nicht ein Schatz, der einigen Menschen vorbehalten ist, — nein, ihr Wort und ihre Wahrheit soll das Gemeingut aller sein, der Reichen und der Armen, der Gelehrten und der Unwissenden, der Griechen und der Barbaren.

Aus diesem göttlichen Missionsprogramm ergibt sich das Recht und die Pflicht der Weltmission der Kirche. Aus ihm ergibt sich, daß die Mission nicht eine Liebhaberei einzelner interessierter Kreise sein kann, daß sie auch nicht nur gelegentliches Tun sein darf, sondern Gesamtpflicht der ganzen Kirche.

Neben den berufsmäßigen Missionären, die praktische Apostolatstätigkeit üben, hat jeder gläubige Christ die Pflicht, der Mission Dienste zu leisten durch materielle Unterstützung und Teilnahme; durch Wort und Schrift, wenn er die Fähigkeit dazu hat, durch sein Gebet unter allen Umständen. Missionspflicht und Missionsdienst müssen wir alle üben, Söhne des Apo-

solats müssen wir alle sein. Einst trug die Welt das schwere Zoch der Römer und die Statthalter, die über die einzelnen Gebiete des unermesslich weiten Reiches gesetz waren, hatten nicht nur die Pflicht, die unterworfenen Völker zu regieren, sondern auch dafür zu sorgen, daß ein großer Teil des Reichtums der Provinzen nach Rom hinströmte, dem Mittelpunkt jener Welt. Meine Herren! Rom ist der Mittelpunkt unserer geistigen Welt geblieben. Aber ein anderer Geist und ein anderer Herzenszug bewegt dasselbe. Reich-

sie bis an die Enden des Weltkreises. Nichts, was je in der Geschichte die großen Männer getan, läßt sich in seinen Folgen vergleichen mit dem Worte Christi an die Zwölf Ite docete! Gehet hin und lehret alle Völker.

Wir haben das Wort eben in seiner religiöß-grundäßlichen Bedeutung kennen gelernt. Prüfen wir es auf seinen geschichtlichen Wert. Kurze Zeit, nachdem es ausgesprochen war, erlebte die Welt eine sonderbare Erscheinung: wie in der Nacht, wenn alles



Christkindleins Helfershelfer.

tümer und Steuerbeträge fließen nicht mehr zum ewigen Rom. Aber ein Reichtum soll nach Gottes Fügung ausgehen vom Herzen der Christenheit, den wir alle tragen helfen müssen bis an die Enden des Weltkreises. Die Weltmission der Kirche ist in ewigem Grunde gewurzelt und gefestigt. Hat sie aber auch ihre geschichtliche Befähigung gefunden? Ich sage: wenn je die Geschichte das Recht einer Sache begründen kann, so hat sie es bei der Mission getan. Menschenverk und Menschenwort sind hinfällig und vergänglich. Alles ist gesunken vor der Geschichte: Persepolis und Babylon und Theben und der Römer und der Griechen Reich. Darum hat kein Weiser, kein Philosoph, kein Staatsmann je daran denken können, seinen Schülern und Angehörigen zu sagen: nehmet diesen meinen Gedanken und dieses mein Wort auf und traget

ruhig um uns her ist, und neben sich her etwas wie ein geheimnisvolles Wesen schreiten zu hören glaubt, so hörte man zum ersten Male ein Wort, das lebte, das sich bewegte, das durch die ganze Welt ging — ein Wort, das weder Furcht noch Stolz kannte, ein Wort, das nur diesen einfachen Ausdruck hatte: Ich bin die Wahrheit!

Erkläre mir, o menschliche Wissenschaft, erkläre mir nach 20 Jahrhunderten dieses Ereignis anders als durch die göttliche Sendung, durch die Mission. Ich habe allerdings sagen hören, daß die Seelen jener Zeit, die erst vor kurzem von dem alten Überglauen befreit worden waren, eine gelehrige Zuhörerschaft bildeten; aber ich habe auch sagen hören, daß in dem neuen Gotteswort nicht allein die Rede ging von den großen Hoffnungen auf eine soziale Neuerung, sondern auch

und zumeist von den Geheimnissen und Rätseln des christlichen Glaubens und von der Strenge der christlichen Moral, die die Apostel ihren Zuhörern nicht vorenthielten. Durch natürliche Ursachen und Kräfte lassen sich die Erfolge der jungen Kirche nicht erklären, und an ihrem siegreichen Gange durch die Ruinen der Geschichte erkennt man ihren göttlichen Ursprung und ihre göttliche Sendung. Göttlich ist vor allem die Weltmission des größten Geistes des Urchristentums, der einzig als Missionär im großen Stil zu begreifen ist. Redner entwirft ein seelenvolles Bild von dem Missionsspiritus des hl. Paulus, dessen letztes Wort an Timotheus lautet: Mein Sohn, nimm hin die Fackel!

Und es kamen die Altesten der Gemeinde und zündeten im hl. Kreise die Lampe an, die heute noch nicht erloschen; und es lief von Mund zu Mund das Wort bis fern in den Osten, wo die hl. drei Weisen hergekommen. Vergangen war das alte Heidentum und zersetzte sich in Verwezung; immer kräftiger wuchs aus seinen Elementen, die es sich angeeignet, das neue Geetz, und was sie zu seiner Vernichtung auch unternehmen mochten, — alles schlug zu seinen Gunsten aus, und wie griechische Feuer brannte es unter dem zugegoßenen Wasser immer heller auf. Zu welch gewaltigen Werken, zu welch tatenfertigem Leben hat der herrliche heilige Enthusiasmus für die Weltkirche nicht die alten Kirchenväter gegeistert!

Und als die Völkerwanderung hereingebrochen war und ein neues Geschlecht von Barbaren sich über das mittägliche Europa verbreitet hatte, da gingen die Enkel jener Väter unter diese neugeborenen Völkerschaften, und es gelang ihnen bald, den gesamten Weltteil jenen neuen Gesetzen zu unterwerfen. Durch die dunkeln Wälder Germaniens, Galliens und Britanniens schreiten die großen Apostel der europäischen Völker: Bruno und Bonifatius, Gregor der Große und der Mönch Augustinus, Willibald und Suitbertus, Cyrillus und Methodius, Adalbert und Siegfried, und ihre zahlreichen Schüler, viele von ihnen ihr Wort mit dem Märtyrer Tod besiegteln. Als sich dann später der Orient dem Eifer der Missionäre erschloß, da zogen in Scharen die Söhne des hl. Franziskus und des hl. Dominikus hinaus nach China und Indien und eröffneten dem Christentum und der Zivilisation neue Bahnen. Mit ihrem Schweife befruchtet und von ihrem Märtyrerblut getränkt war der Orient reif geworden für die heldenhaften Arbeiten des größten aller Träger des katholischen Missionsgedankens: des glorreichen Urhebers der Epopoe christlicher Weltmission, vor dem ich hier nicht allein mit dem katholischen Deutschland, sondern mit der gesamten Menschheit mein Haupt in Erfurcht und Bewunderung neigen möchte.

Chre und Ruhm dem größten unserer Missionare, dem hl. Franz Xaver!

In zehn Jahren — der Dauer des trojanischen Krieges — befahlte er hundert Völker; in zehn Jahren versöhnte er mehrere Millionen Neugetaufter und taufte für sich allein mehr als eine Million Ungläubige. Er gewinnt für Christus mehr Provinzen als Alexander der Große, der unterworfen hatte; er schreibt seinen Namen auf mehr Gestaden als die berühmtesten aller Eroberer und Forscher. Ihr Engel der Völker, die er befiehlt hat, stimmt ihm zu Ehren Siegesgesänge an, ihr Apostel, steigt von Euren Thronen und grüßet Euren Streitgenossen. Mir aber: unvergleichlicher Held des Apostolats, der ich es gewagt habe,

meine arme Huldigung dem Hymnus des Himmels und der Erde anzuschließen, erlaube mir in dieser Versammlung treuer Katholiken ein doppeltes Gebet an dich zu richten: Segne diese Bischöfe und diese Gläubigen, die so viele Ansprüche auf deinen Schutz haben!

Und der zweite lautet: Du warst ein Mann und ein Heiliger. Erbitte uns von Gott Heilige für die Kirche und Männer für das Vaterland. Die Männer sind es, die die Menschheit führen, die Heiligen sind es, die sie retten.

Nach dem Ideal des großen Apostels der Gesellschaft Jesu haben sich hunderte und tausende von Nachfolgern zu bilden gesucht. Die Missionsbewegung jetzt sich herrlich fort im 17. Jahrhundert und wenn auch während des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts vielfach ein Abfallen des Missionärs zu verzeichnen war, so hat seither das Gesamtbild des katholischen Heidenapostolats und seiner staunenswerten Erfolge wieder einen herrlichen und erfreulichen Aufschwung genommen. In den gegenwärtigen Missionen befinden sich rund 9 Millionen katholische Christen, über 12 000 Missionärspriester, über 22 000 Missionshelfer, über 22 000 Kirchen und Kapellen und fast 18 000 Schulen. Diese Zahlen beweisen, daß das Säftrölein des Missionsspiritus, gesät durch schwache Hände auf harten Boden, zum Baume gewachsen ist.

Gepeitscht vom Sturme der Irrlehre, von der „Wissenschaft“, hat der Baum die Masse eines Stamms gewonnen, der durch seine Stärke und Lebensfülle hinter sich läßt die ältesten Riesen der Wälder, die ewigen Zedern der Berge, d. h. die größten Nationen, den Stolz der Erde, die Summe der Geschichte.

Im ewigen Grunde gesetzigt, im steten Wachstum emporgestiegen, entfaltet die heutige Missionstätigkeit der Kirche ein reiches, vielgestaltetes Leben. Die modernen Lebensbedingungen, die unermessliche Erweiterung des geographischen Horizonts, die glänzende Verkehrserweiterung der heutigen Zeit, die durch die Kolonisationsbestrebungen der christlichen Mächte herbeigeführte nähere Verbindung mit den heidnischen Völkern, all das hat in vielfacher Beziehung die Verhältnisse der Missionstätigkeit fördernd beeinflußt. Ich möchte um keinen Preis einem unbegründeten Optimismus das Wort reden. Wir alle wissen, daß nicht überall der Katholizismus unter den gleichen günstigen Bedingungen arbeiten kann, wie die anderen christlichen Konfessionen, aber es muß unsere Herzen erfreuen, daß trotz allem die katholische Weltmission zum Anfang des 20. Jahrhunderts keinen Niedergang, sondern eher einen sichtlichen Fortschritt zu verzeichnen hat.

Als die schönste Blüte und Entfaltung katholischen Missionärs müssen wir den Missionsberuf, die persönliche, direkte Hingabe an das Werk der Missionen, betrachten. Unsere Missionäre sind die Jugend und die Lebenkraft der Kirche.

Unsere erhesten Apologeten, Theologen und Historiker, unsere geistvollsten Redner und Dichter haben der Missionar gesetzt als das Ideal der reinsten Menschenliebe und rührendsten Seelenreisers, als den berufensten und erfolgreichsten Kulturverwalter, den wahrsten und aufrichtigsten Freund des Vaterlandes und den treuesten Diener der Kirche.

Es hat Päpste gegeben, die sich in rührender Demut beugten vor dem Missionar und ihre Tiara

nicht höher stellten als seinen Wanderstab. Ich begreife das. Und wenn ich zu den ausgezeichneten katholischen Männern und Frauen, die hier versammelt sind, ein besonderes Wort von der Missionspflicht der deutschen Katholiken zu reden hätte, so würde ich mit voller Überzeugung sagen, gebt mir Euer Geld, damit ich es mit vollen Händen streuen kann über die armen Völker, die da sitzen in der Finsternis und in den Schatten des Todes; gebt mir Eure Teilnahme, damit ich den Mut nicht verliere in einem so dornenwollen Leben; gebt mir Euer Gebet, damit der Segen des Allmächtigen meine armen Bevölkerungen segnet; vor allem aber, katholische Väter und Mütter, gebt mir Euer Bestes, gebt mir Euer Blut und Leben, damit ich sie hinausende, um den Hungrigen das Brot zu brechen und Licht zu spenden denen, die da sitzen in der Finsternis und den Schatten des Todes.

Es wird Euch nicht gereuen, tapfere Elternherzen. Zwar werden die Tränen fließen an dem Tage, wo das geliebte Kind hinauszieht aus dem altherwürdigen Elternhause. Zwar wird das Herz erbeben im letzten harten Trennungsschmerz, wenn er vom Schiff aus Euch den letzten Gruß zuwinken wird. Aber wenn dann das Opfer vollbracht sein wird, dann kommt der süße, überreiche Lohn für's Vaterland, dem Dein Kind so treu und hochsinnig dient, Lohn für die Kirche, die freudig sein Schaffen an die Ewigkeit gliedert, Lohn und Segen für Dein eigenes Haus nicht in letzter Linie.

Eines Tages, christliche Mütter, werden wir nach der Last und Mühe des Erdenlebens uns zum Abschied rüsten müssen, es wird für uns das letzte Stündlein sein, dann zieht sein Leben an Deinem Geist vorüber mit seinen Mühen und Arbeiten, mit seinen Hoffnungen und Enttäuschungen, mit seinem Sturm und Sonnenschein, und wohl mag in Dein müdes Mutterherz eine Angst kommen und eine Bangigkeit, ob Du in allerwegen Deine Pflicht getan; doch da kommt es Dir in den Sinn, daß Du ihm Deinen Sohn geschenkt hast. Vor Deinem Geiste erscheint ferne in den Urwäldern von Afrika ein Priester des Herrn an einem einfachen, von rohen Baumstämmen gezimmerten Altar, um den Altar knien die Kinder der Wildnis, die er getauft, sie vereinigen ihr Gebet mit dem seinen, und während er den Kelch des Heiles hebt, während das Glöcklein klingt zur heiligen Handlung, da schwebt ein Engel nieder, nimmt vom Altare den Segen und die Kraft, die niedergelegt sind im heiligen Opfer, und er trägt sie über die Länder und die Meere an

Dein Sterbett, daß sie aus der Hand des Sohnes der Trost der sterbenden Mutter seien. O Messe des Missionärs, o Sterbett der Mutter, o höchstes Ideal des katholischen Glaubens, o Heiligtum der christlichen Familie: so lange die beiden dir bleiben, katholisches Deutschland, so lange wirst du stehen in Kraft und Herrlichkeit und Schönheit.

Gott sei Dank, daß gerade in dem gegenwärtigen Augenblick die Liebe zur katholischen Weltmission daran ist, neue segensreiche Schöpfungen ins Leben zu rufen!

Soll ich sie alle aufzählen? Ich würde befürchten müssen, eins, und wäre es auch das Geringste, zu vergessen, aber nicht vergessen werde ich die weltumspannende Missionsorganisation, die wir als Verein der Glaubensverbreitung kennen, die großartigste Ver-



Die glückliche Liebe.

einigung, die überhaupt das 19. Jahrhundert geschaffen hat. Er rief die ganze katholische Welt unter die Waffen zur Ausbreitung des Reiches Christi, trug das Missionsinteresse in Palast und Hütte, in Stadt und Land, unter alle Nationen und Rassen, schuf zwischen den Missionsbrüdern und der Heimat ein inniges Band der Liebe und Freundschaft und machte das Apostolat zu einer gemeinsamen Herzensangelegenheit der ganzen katholischen Christenheit. Gerne spreche ich den Wunsch aus, dieser segensvolle Verein möchte sich zu einem Weltverein, zu einer wirklichen kirchlich beglaubigten Zentrale entwickeln, die in das Missionswesen größere Einheit und Kraft hineinragen würde.

Dieselbe Freude gewährt uns der Kindheit-Jesuverein; hat es nicht jedesmal unseren Eifer für die Missionen angeregt, wenn wir im lieben Heimatsdorf die Kinder beten hörten: „Für die armen, kleinen Heidentinder“? Herzlichen Dank den verdienstvollen Leitern und Herausgebern unserer Zeitschriften, ein lautes, freudiges Wort der Anerkennung für die Missionsarbeit der katholischen Frauen. Ich habe gelesen, daß in vielen deutschen Städten edle Frauen in freien

Stunden für die armen, verlassenen Wilden arbeiten, ihnen den Altar schmücken und das Kirchlein liebevoll ausstatten. Wenn es wahr ist, daß im treuen, stillen Sinn und Spinnen der schönste Bereich des Frauenherzens liegt, dann kann es für die katholische Frau keine herrlichere Arbeit geben als die Arbeit für die Missionen.

Ich muß auch begrüßen die katholische Missionswissenschaft und die mit ihr verbundenen akademischen Missionsvereine. Hervorragende wissenschaftliche Erörterungen haben sich mit jugendlich begeisterten Jugendschöpfungen verbunden. Gruß und Dank den Männern ernster theologischer Wissenschaft, die, wie Professor Meinerz und Dr. Schmidlin, mit so viel Eifer und Erfolg dieses von den Katholiken zu lange vernachlässigte Gebiet betreten haben. Mein Gruß aber auch der akademischen Jugend aus der lieben, alten Universitätsstadt Münster im Westfalenland. Es ist mir wohl erklärlich, daß Münster, wo Lehrer und Freunde der Studenten so rastlos tätig sind, für die Erhaltung der Ideale in unserer Jugend der Ausgangspunkt für eine so durchaus ideal gerichtete Geistesbewegung geworden ist. Auf diese Jugend vertrauen wir in allen Dingen, und wenn es jetzt heißt, akademische Missionsarbeit, so weiß ich, ganz bestimmt, daß aus dieser akademischen Arbeit mehr als ein wirklicher Missionspriester hervorgehen wird. Das junge Herz allein kennt ja die wahre Begeisterung.

Als einst zu Rom Scipio Africanus bekannt machte, daß Numantia in Gefahr sei und zum Kampf für die bedrohte Stadt aufsägte, da kamen die jungen Römer in solchen Scharen heran zum Kriegsdienst, daß der Feldherr fürchtete, es möchte Italien leer zurückgelassen werden. Mag das Vaterland nicht leer zurückgelassen werden in deinen Reihen, o katholische Jugend, so wird die Sache der armen Heidenvölker draußen stets begeisterte Verteidiger und Soldaten finden.

Habe ich noch nötig, hervorzuheben, daß die katholische Weltmission auch eine ganze Reihe menschlich schöner Errungenschaften bietet? Kulturelle Hebung, Förderung der Wissenschaft, im besonderen der Ethnographie, der Naturwissenschaft, der Sprachkunde, der Literaturgeschichte, der Geographie, der Theologie und Bibelforschung, der Vaterlandsliebe und Volkszerziehung im edelsten Sinne des Wortes? Darum findet auch die modernste Richtung begeisterte Worte der Anerkennung für die Mission. Gustav Trensen schreibt: „Ich sage euch, wer in unseren Tagen ins Grab geht, ohne das große Werk der Mission kennen und lieben gelernt zu haben, der hat ein feines Stück Land seines Lebens verloren geben lassen.“ Erlauben Sie mir, das Wort so umzuändern: „Wer von uns Katholiken ins Grab geht, ohne der katholischen Mission sein Interesse und seinen Eifer zugekehrt zu haben, der hat sein schönstes Stück Land in Gleichgültigkeit und Verachtung liegen lassen und den besten Teil seines Lebens verloren.“ Wenn nicht alles läuscht, erleben wir zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Erneuerung des katholischen Missionseis und damit eine Wiedergeburt des katholischen Bewußtseins in allen Lebenslagen. Die Pflugschar der Geschichte ist durch die europäische Gesellschaft gegangen; rechts und links wurden die Schollen aufgeworfen und umgekehrt; neue Ländersuchen wurden tief in die Gesellschaft eingeschnitten. Nachdem der Ackermann von Anbeginn das Tagewerk vollbracht, hat er die Pflugschar umgelegt und überschaut nun seine

Arbeit. Und siehe, das Zeichen, daß er in die Erde eingeäffert und daß von keinen Umwälzungen und Veränderungen entfernt werden konnte, das ist das Kreuzzeichen! Es wirkt wie ein Zeichen, das die Feinde verseucht und die Freunde vereinigt zu jener unsterblichen Einheit der Lehre, die das Herz und Leben der katholischen Kirche ausmacht. Dieses Werk ist nicht Menschenwerk; da ahnt man die Nähe desjenigen, der auch noch heute der Schluss- und Quaderstein des göttlichen Legebäudes ist.

Das Wort von der Weltmission darf nicht beendet werden, ohne daß wir den Blick erheben zu dem Hirten im Vatikan. Nun sind Monate hindurch über sein greises Haupt so viele Bitterkeiten niedergegangen, daß sich bei dieser erhebenden Zusammenkunft ein Wort aus unseren Herzen sich losringt, das im Sturmwind der Begeisterung über die Alpen geht, und das lautet: Treu zu Papst und Kirche!

Und wenn einer mir entgegentreten würde und sagen würde: Ihr seid in der Hand eines höchsten Glaubensherrn willenslose Knechte, die sich ihrer persönlichen geistigen Würde begeben haben, würde ich antworten: Du bist im Irrtum! Wohl ragt der Dom unserer Kirche himmelan, aber die Steine, aus denen das Werk gefügt, sind nicht tote Massen, vielmehr freie, selbständige NATUREN, die ihren Willen an die Idee resigniert haben, weil sie in ihr die ewige göttliche Wahrheit und ihre Sendung auf Erden erkannt haben. In Fortbestand ihrer glorreichen Einheit der Lehre unter dem Hirtenstab der Nachfolger Petri sehen wir das notwendige, gottgegebene Fundament für die Weltmission der Kirche. Leo XIII. und Pius X. sind in der väterlichen Sorgfalt und der Ausbreitung des Glaubens und der Erweiterung des Reiches Christi zwei unvergleichlich schöne Bilder aus der Geschichte des heutigen Papsttums. Dem Hirten der Völker unsere treue Liebe bis in den Tod!

Du altehrwürdige Bischofsstadt Augsburg, du altes, treukatholisches Vaterland. In deinen Patriarchengeschlechtern, wie in deinem gläubigen Volk der Kirche immer so treu und ergeben, ihr Söhne des katholischen Deutschlands aus allen Gauen, darf ich mit Worten des katholischen Dichters unsern Gruß nach Rom zum hl. Vater senden:

Hosanna! Hoch! Hoch! Gebenedeit  
Der da kommt im Namen des Herrn,  
Ein Friedensfürst, zum Lieben geweiht,  
Im Sturm ein Hoffnungstern.  
Es glättet, es ebnet die Wogenbahn,  
Sich sanft vor Pius' Fuß,  
Es schalt so milde vom Vatikan  
Der ewige Friedensgruß.  
Es schweigt der Völker wilder Streit  
In dem heiligen Gotteszelt,  
In heiliger Liebesherrlichkeit  
Umarmt ein Vater die Welt.

### Ein seliger Tausch:

Es stand einst im hohen Norden, mitten zwischen tiefen Tannenwäldern und ödem Heidefeld, ein Kloster. Die Leute, die ringsum in ihren armen Wohnungen zerstreut lebten, kamen an den Sonn- und Festtagen alle zur Klosterkirche, um da der hl. Messe und der Predigt beiwohnen.

Am zahlreichsten aber strömten die Scharen in der hl. Christnacht herbei. Da stiegen sie mit ihren Fackeln über die Waldgründe durch Schnee und Eis heraus, da kamen sie auch auf niedrigen Schlitten angefahren, und nachts 12 Uhr, wenn das erste Hochamt begann, war die ganze Kirche voll von Andächtigen.

Sobald aber der Abt beim hl. Messopfer das „Gloria“ anstimmte, richteten sich aller Augen auf den Hochaltar; denn da öffnete sich ein Vorhang, und von hellen Lichterglanz umfloßen sah man die Gestalten von Josef und Maria vor der Krippe knieen, und Maria hielt ihre Arme um das Jesukind geschlungen.

Zwei Mönche des Klosters, in bunte Gewänder gekleidet, stellten die beiden Heiligen dar, und zwar Bruder Trudbert den hl. Josef, und der jugendliche Bruder Alban die allerseligste Jungfrau Maria. Das Jesukind aber war nur eine geschnitzte Holzfigur.

Kein Auge der Andächtigen wendete sich von diesem Bilde weg, bis der Chor der Religioen das Gloria zu Ende gesungen hatte und der Vorhang die Krippe wieder bedeckte.

Die beiden Mönche hatten ihr Amt schon einigemal verwaltet; ein jeder von ihnen war von der hohen Ehre seiner Vorstellung auß tiefste durchdrungen. Trudbert war in seinem Leben das wahrhaftige Abbild des hl. Josef: still, bescheiden, demütig, gehorsam und innig fromm. Br. Alban aber hatte sein Leben ganz der Mutter Gottes und dem lieben Jesukind geweiht. Alle Gedanken, alle Liebe und Sehnsucht des engelreinen Junglings gehörten Jesu und Maria. Nur einen Wunsch hatte er, nämlich den: das wirtschaftliche Jesukind einmal auf seinen Armen halten zu dürfen; und um die Erfüllung dieses Wunsches hätte er gern sein Leben hingegeben. —

Wiederum war der hl. Weihnachtsabend gekommen. Im Kloster ruhete alle Mönche in ihren Zellen auf dem örmlichen Lager, auch Br. Alban, der heute wieder die Stelle der hl. Mutter Gottes an der Krippe vertreten sollte. Da ward es plötzlich gar licht und hell in seiner Zelle. Die allerseligste Jungfrau stand vor ihm und sprach: „Br. Alban, dein Wunsch ist erfüllt! Heute sollst du das wahre Jesukind in deinen Armen halten dürfen. Nimm Abschied von dieser Welt und komme mit mir in den Himmel!“

„O gute, himmlische Herrin,“ rief Br. Alban entzückt vor Freude aus, „ich bin bereit, ich bin bereit! Doch, wer soll heute Nacht beim „Gloria“ meine Stelle an der Krippe des Herrn einnehmen?“

„Ich selber will es tun, Bruder Alban, ich selber.“

„Welch‘ eine Gnade für das ganze Kloster! Doch, hohe Herrin, wird man dich nicht im Himmel missen?“

„Dort oben sollst du das liebe Jesukind in den Armen halten, wenn der Himmel zugleich mit der Erde die Feier der Geburt meines Sohnes beginnt.“

„O Gnade über Gnade, deren ich mich so gänzlich unwert fühle.“

Maria bezeichnete nun die Stirne des Bruders mit dem hl. Kreuze und führte seine Seele hinauf, der ewigen Heimat zu. —

Inzwischen war es Mitternacht geworden. Der Wache haltende Klosterbruder ging von Zelle zu Zelle und pochte an, um die Schlafenden zum Hochamt zu wecken.

„Benedicite!“ rief er auch vor der Zelle des Bruders Alban. „Dominus!“ ertönte es von innen, und dem Bruder war es, als höre er Harsenton und Glockenklang.

Schon hat es 12 Uhr geschlagen; die Glöden sind verstummt und die hl. Christmesse hat begonnen. Der

hochw. Vater Abt stimmt das „Gloria“ an, und aller Augen richten sich nach dem Hochaltar. Der Vorhang öffnet sich und droben erscheint das bekannte, überaus liebliche Krippenbild. Bruder Trudbert kniet als hl. Josef da, die Augen gesenkt, demütig, bescheiden, regungslos. Doch ihn schaut heute fast niemand an; alles blidt vielmehr auf die Gestalt der Mutter Gottes. So lieb, so herrlich und himmlisch schön war ihr Bild noch nie gewesen. Welch‘ eine Andacht in dem engelgleichen Antlitz, Welch‘ eine Würde in der Haltung, Welch‘ ein Glanz und Welch‘ eine Anmut! Nein, so was Schönes hatten die frommen Gläubigen noch nie gesehen. Atemlos standen sie alle da, und als endlich das Amen des „Gloria“ erscholl, und der Vorhang sich vor dem Bild nieder senkte, war es ihnen, als hätten sie in den Himmel hineingeschaut.

Die hl. Messe nahm ihren Fortgang. Bruder Trudbert, der seiner Gewohnheit gemäß sein Gegenüber gar nicht angesehen hatte, erhob sich nun, um die bunten Gewänder wieder abzulegen. Da hörte er plötzlich eine süße Stimme, die zu ihm spricht: „Bruder Trudbert, warum blickest du mich nicht an?“

Der Bruder schlägt die Augen auf, und vor ihm steht — nicht sein Ordensgenosse Br. Alban, den er sich gegenüber gedacht hat, sondern eine erhabene, himmlische Gestalt voll wonniger Schönheit.

„Warum grüßest du mich nicht, Bruder Trudbert?“ flingt es wieder.

Da weiß er es, daß es Maria, die liebe Himmelsmutter ist, die vor ihm steht. Voll Staunen und Ehrfurcht sinkt er auf die Knie nieder, und während süße Freudentränen seinen Augen entströmen, stammelt seine Zunge: „Ave Maria, gegrüßest seist du Maria, du bist voll der Gnaden . . . !“

Maria aber spricht zu ihm: „Bruder Trudbert, bleibe eingedenk in deinem Leben, daß du mit mir an der Krippe gestanden!“ Bei diesen Worten verschwand sie. —

Das feierliche Hochamt war zu Ende, und Bruder Trudbert in seiner Zelle zurückgekehrt. Da öffnete sich dieselbe, und der hochwürdige Abt mit einem Gefolge von Mönchen kam herein.

„Bruder Trudbert, das war nicht Bruder Alban, welcher mit dir überm Altare stand; wer ist bei dir gewesen?“ fragten sie.

Da rief der sonst so stille und schweigsame Mönch voll Jubel aus: „Brüder, freuet euch, und preiset Gott mit mir! Maria, die liebe Gottesmutter selber war es, die uns begnadigt hat! Sie hat diese Nacht in unserer Mitte geweilt, ich aber fühle mich doppelt und dreifach glücklich, daß ich ihre hl. Gesellschaft teilen durste, und daß sie mich in Gnaden angedenet.“

Staunend stehen der Abt und die Mönche da, unfähig, ein Wort zu reden. Da kommt eilends ein Bruder herein und meldet: „Bruder Alban liegt tot und kalt in seiner Zelle; er ist wohl schon seit Stunden gestorben!“ — Nur zweifelt keiner mehr an der Tatsache, daß die hl. Mutter Gottes in dieser gnadenreichen Nacht das Kloster heimgesucht.

Doch aber Bruder Alban zur selben Zeit im Himmel oben das wahre Christkind auf seinen seligen Armen hielt, während auf Erden die seligste Jungfrau seine Stelle vertrat, das erfuhr Bruder Trudbert erst später, und zwar er allein. Er sprach sein Leben lang fast kein Wort mehr, wie er auch niemand mehr anblieb, seitdem er Marias süße Gegenwart genossen. Erst auf dem Sterbebette gab er davon Kunde, und so wurde der selige

Tausch zwischen der allerseligsten Jungfrau und Bruder Albin bekannt.

Das Kloster ist längst zu Grunde gegangen; mächtige Tannen, schwer mit Schnee belastet, und niedriges Geäst stehen trauernd an seiner Stelle. Nur einige wenige Erhöhungen unter der Schneedecke zeigen an, daß unter ihr Steine und Trümmer liegen, und tief-schweigende Wildnis herrscht an jenem Orte.

Das hölzerne Christkind aber, das die Mutter Gottes in ihren eigenen Händen gehalten, soll noch irgendwo verborgen sein, und manche der umwohnenden Leute gehen in der Christnacht auf der heiligen Stätte umher und spähen, ob ihnen kein Lichtglanz oder ein wundersamer Engelgesang zeige, wo das teure Kleinod verborgen liegt.



P. Adalbero Fleischer mit seinen Gehilfen.

### Erste heilige Messe in St. Barbara.

Vom Hochw. P. Adalbero Fleischer, R. M. M.

Triashill. — Es ist Ostermontag und ein Wetter, wie es nicht schöner sein kann. Sobald der Hauptgottesdienst in Triashill zu Ende ist, schürzen wir, d. h. Br. Flavian und ich, den Habit, denn es ist beschlossen, gleich den beiden Emausjüngern die „Hauptstadt“ zu verlassen und aufs Land zu gehen, hinüber über die Berge zur St. Barbaraschule.

Vor etwa einem Vierteljahr hat dort Bruder Flavian eine Schule gebaut und seitdem Unterricht erteilt. Die Schüler — darunter sind auch jüngere Männer und Frauen — kommen fleißig, lernen Lesen und Schreiben und vor allem Beten, sowie die Katechismuswahrheiten; es sind regelmäßig weit über hundert. Nun soll allwöchentlich einmal die hl. Messe dort gelesen werden; heute soll der Osterheiland ihnen erscheinen, soll sich ihnen am Brotbrechen zu erkennen geben und es soll an Stelle dumpfer Niedergeschlagenheit frohe Christenhoffnung in ihr Herz einziehen, wie einst bei den zwei Jüngern, die nach Emaus gingen.

Eine ganze Schar junger Leute, Burschen und Mädchen, begleiteten uns auf unjarem Marsche, und sie kamen mit ihren Barfüßen viel schneller und sicherer über den mit zahlreichen Steinblöcken bestreuten Fußpfad hinweg, als wir beiden Europäer. Oft und oft geht es steil bergauf und drüber ebenso steil bergab; die

Sonne senkt ihre echt afrikanische Glut auf uns herab, und zu allem Übervöll müssen wir noch einen ziemlich weiten Umweg machen; denn seitwärts liegt in einem Kraal ein franker Mann, den wir besuchen und eventuell taufen sollen. Doch als wir bei der betreffenden Hütte anlangen, finden wir niemand anwesend. Unsere schwarze Begleitung meint, man habe den Kraaten wahrscheinlich weggeschafft; denn im allgemeinen wollen die Alten wenig von Taufe und Christentum wissen.

Nach fast dreistündiger Wanderung langen wir an unserem Ziele an; es ist etwa  $\frac{1}{2}$  Uhr nachmittags. Zu den Füßen von „St. Barbara“ breite sich eine größere Ebene aus, die von gewaltigen Bergriesen umfaßt ist. Letztere scheinen mitunter nichts anderes zu sein, als ein ungeheuer großer Steinblock, so naß und glatt steigen die Felswände empor. „St. Barbara“ selbst ist auch in die Steine hineingebaut oder wenigstens an dieselben angelehnt, wie wenn's ein Steinhasen wäre, der sich hier sein Nest gemacht.

Schon von weitem sehen wir vor dem Portal der ziemlich großen Schule die Leute oder vielmehr die Jugend — ältere Leute sind schen und kommen nicht so bald — zum Empfange bereit stehen, zumal Mädchen, die in ihren farbigen, meist weißen Kleidern auf weite Ferne sichtbar sind. Nach dem Empfangslied beginnt der Gottesdienst in der Schule, die auch als Kirchlein dienen muß. Im Chorrot verlese ich zunächst den ungefähr 150 Unwesenden — alle sind noch Heiden — das Evangelium in ihrer Sprache. Es ist das erstemal, daß ich den Heiden das Evangelium verkünden darf, und gerade das herrliche Oster-evangelium. Nun liest Br. Flavian seine Predigt in der Eingeborenen-sprache vor, wie er es alle Sonntage zu tun pflegt. Wir beiden

Neulinge haben unsre Wissenschaft vom Hochw. P. Mayr in Triashill, der uns das Evangelium übersetzt und die Predigt angefertigt hat. Weiterhin werden noch einige Gebete und der hl. Rosenkranz verrichtet, dann aber beginnt das lustige Treiben draußen auf dem freien Platz.

Zunächst wird ein gewaltiger Humpen einheimischen Bieres, eine dicke, gelblich trüb aussehende Flüssigkeit, bereitgestellt und ausgeteilt. Dazu gibt es einen zähnen, rötlichen, aus einer Art Hirse bereiteten Brei und kleine, einheimische Bohnen. Hat sich jeder gehörig gestärkt, dann geht es an die riesigen Kletterstangen, so wie an Barren und Reck. Doch versuchen sich an solchen europäischen Turnstücken verhältnismäßig wenige, die überwiegende Mehrzahl begibt sich zum Tanzplatz, einer rechteckigen, schon ganz ausgetretenen Fläche im Grase. Unter einsörmig auf- und abwogendem Gesang beginnen die Burschen allerlei Körperbewegungen zu machen, den Kopf tief zu verbeugen und wieder emporzu heben, mit den Händen zu klatschen und taktmäßig dazwischen aufzuspringen. Dazu wirbelt dumpf die Trommel, ein ausgehöhlter, aufrechtstehender, oben mit einem Tierfell überpannter Baumstamm.

Nach einiger Zeit springt der eine und andere der Burschen aus der Reihe nach vorwärts in die Mitte und fehrt sodann unter tanzenden Bewegungen wieder an seinen Platz zurück. Die Mädchen und auch junge Frauen mit Kindern auf dem Rücken haben sich in-

zwischen vis-à-vis eingefunden. Eines der Mädchen tanzt nun ebenfalls vorwärts in die Mitte, den Burschen entgegen und kehrt dann wieder zurück. Dasselbe tun auch mehrere Mädchen, bis schließlich der volle reguläre Tanz im Gange ist.

Während des ganzen Spiels berührt jedoch keines das andere. Es scheint vielmehr die Kunst gerade darin zu bestehen, sich möglichst zierlich und geschickt durch die entgegenkommenden Tänzerpaare hindurchzuschmiegen. In der Zwischenzeit hören die Burschen nicht auf, in die Hände zu klatschen, mit den Füßen zu stampfen und den Körper hin und her zu wiegen.

Lange geht es fort, es wird gesungen, gestampft und getanzt, bis alles in Schweiß gebadet ist. Doch der Schwarze kennt in solchen Dingen keine Ermüdung. Gegen 6 Uhr gebietet Bruder Flavian seinen Jünglingen Ruhe; sie folgen ihm auf's Wort. Schnell zerstreut sich die ganze Schar und tritt den Heimweg an; nur einzelne, die zu weit nach Hause haben, bleiben in St. Barbara über Nacht.

Ostermontag früh bei Zeiten ertönt mit einemmal aus der Ferne eine schmetternde Trompete. Es dauert nicht lange, und das Signal wird von St. Barbara aus erwidert. Jetzt langen sie auch an, die Schwarzen, Trupp um Trupp, von dieser und jener Richtung. Gegen 9 Uhr kommt das erwartete Messbuch von Triashill an, das einzige, das wir bis jetzt haben, und der Gottesdienst beginnt. Während der hl. Messe, nach dem Evangelium halte ich eine kurze Ansprache in Englisch an die zahlreich Anwesenden, welche der neben mir stehende schwarze Lehrer von Triashill verdolmetscht. Ich mache darin einen Hinweis auf die Bedeutung des heutigen Tages, an dem in dieser Gegend zum erstenmal das hl. Messopfer gefeiert wurde und der ewige Gott selbst in sakramentaler Gestalt erschien, um allen seine Gnade anzubieten, die guten Willens sind. Bei der hl. Wandlung ging es, da alles an die Brust klopste, wie ein geheimnisvolles Rausches durch die andächtige Versammlung. —

Der Gottesdienst ist zu Ende; die Leute gehen auseinander und auch ich trete wieder den Heimweg an.

Allerlei Gedanken drängen sich mir auf, während ich über die diesjährige Osterfeier nachsinne. Auch in Triashill war Ostermontag früh das Missionskirchlein dicht gefüllt, der Mittag zeigte dasselbe Schauspiel wie in St. Barbara, während zu gleicher Zeit unser Bruder Aegidius an einer dritten Katechesenstelle etwa 200 Schwarzen christlichen Unterricht und religiöse Belehrung erteilte. Und all diese Hunderie heilsbegieriger Seelen waren noch Heiden! Fürwahr, ein mächtiger Antrieb, begeistert daran zu arbeiten, aus diesen Ketzern.



Kaffernkraal bei Triashill.

mit Gottes Gnade gute Christen zu machen! Das tröstet und spart an, während anderseits fast Wehmut das Herz beschleichen möchte bei dem Gedanken, Ostern feiern zu müssen ohne Christen, die zu den hl. Sakramenten gehen. Doch wir dürfen in Välde auf eine reiche Christenernte rechnen und dann wird der glückliche Priester inmitten seiner Schäflein den Osterheiland feiern und das göttliche Osterlamm empfangen.

O daß doch der liebe Gott viele eifrige Priester und Katedheten hieher in seinen Weinberg senden möchte, wo noch so viele Hunderte und Tausende sind, die zwar alle guten Willen haben, aber nicht zum wahren Glauben kommen aus Mangel an Lehrern und Missionspriestern.

### Der „herzlichen Bitte“ folgt ein noch „herzlicherer Dank“.

Von Schw. Engelberta. C. P. S.

Ezenstochau. — Im Maihefte des „Vergißmeinnicht“ stellte ich die innige Bitte um Bausteine für die geplante neue Ezenstochauer Missionskirche, sowie für das Kirchlein droben auf dem Umschlabeni-Berge und betonte dabei die Notwendigkeit eines solchen Kirchenbaues trotz all' unserer Armut. Nun, Gott sei Dank, meine damalige Bitte war nicht vergebens; es sind seitdem schon manche Bausteine, große und kleine, hier angelangt, sodaß ich mich heute dankerfüllten Herzens niedersetze, um unsern geehrten Lesern und Wohltätern ein herzliches, tausendsfaches „Vergelts Gott“ auszusprechen.

Einige Bausteine sind, wie gesagt, größerer Art, so daß deren Spender es schon verdienten, daß ich hier öffentlich ihren Namen nenne, da ich jedoch nicht weiß, ob



Aufgehängte Maiskolben.

ich deren Zustimmung hiezu präsumieren darf, will ich mich für heute damit begnügen, nur Spende und Aufenthaltsort zu nennen. Von einem Fräulein aus Würzburg gingen 100 Mark ein und von einer andern edelgesinnten Jungfrau aus Württemberg 200 Mark. Letztere sandte ihren Beitrag durch den Hochw. Herrn Pfarrer W. Aus Amerika kam ein Baustein von 20 Pfund (400 Mark) für das Kirchlein auf dem Berge, wodurch wir in den Stand gesetzt wurden, mit dessen Bau sofort zu beginnen.

Dazu kamen noch manch kleine Steine und Steinchen an, die auch wieder ein hübsches Stümchen repräsentieren, doch zum Baue zweier Kirchen reicht's noch lange, lange nicht, und ich hoffe, daß auf den kleinen „Schauerregen“ noch ein gehöriger Steinhagel folgt.

Uebrigens haben wir hier in Ezenstochau mit dem Bau der neuen Missionskirche schon angefangen und in felsenfestem Gottvertrauen fleißig drauf losgebaut in der Überzeugung, unsere hochherzigen Wohltäter würden uns nicht im Stiche lassen. Ich wollte nur, unsere geehrten Leser könnten einmal mit eigenen Augen diesen unsrigen schwarzen Bauleuten zuschauen; sie würden sicherlich ihre helle Freude daran haben.

Da herrscht vor allem ein „heiliges Stillschweigen“ bei der Arbeit. Unsere schwarzen Christen rechnen es sich nämlich zu hoher Ehre an, dem Herrn ein Haus bauen zu dürfen! Männlicher Ernst ist ihren schwarzen braunen Gesichtern aufgeprägt, schweigend heben, wälzen und legen sie die rauhen, schweren Bruchsteine, fahren die mit Erde beladenen Schubkarren hin und her und gehorchen auf den Wink ihrem Schaffner, dem ehrw. Bruder Leodegar, der mit gleichem Ernst alles überwacht und sich genau an die von unserm Architekten, Bruder Nivard, gezeichneten Pläne hält. Zeitweilig kommt letzterer selbst, zählt und misst alles genau nach und gibt neue Direktiven, oder es erscheinen die Priester und Missionäre und beobachten schweigend den Fortgang des Baues. Begreiflich, daß sich die guten Schwarzen ganz gehoben fühlen bei ihrer Arbeit, die ihnen zwar unter der afrikanischen Sonnenhitze viele Schweißtropfen auspreßt, aber ihr vom hl. Glauben begeistertes Herz mit hoher Freude erfüllt.

Eines Tages fragte ich sie, warum sie denn gar so still wären und kaum ein leises Wörtchen zusammenflüsterten. Da erhielt ich die schöne Antwort: „Es ist das eine heilige Arbeit und hat nichts zu schaffen mit dem unsrigen womhlaba, mit dem Lärme dieser Welt.“

Eines Tages lobte ich einen dieser Neuchristen, der seinerzeit als junger Bursche zu meinen Schülern gezählt hatte, und sagte: „Ihr arbeitet aber fleißig, man sieht die Fundamente ja förmlich wachsen.“ Da lüstet jener gar freundlich die Mütze, weist mit dem schwarzen Zeigefinger nach oben und spricht: „Uma u Jehova eng'aki indhlu, abayiakayo, basebenza ngeze, d. h. wenn der Herr das Haus nicht baut, arbeiten die Bauleute vergebens.“ Ps. 126. 1.

Nicht minder eifrig zeigten sich unsere Schwarzen — und darunter sind Leute, die wir noch nicht einmal zu den eugenischen Kätechumenen zählen können — für den Bau des Kirchleins auf dem Umschlaben-Berge. Als nämlich von einer hochherzigen Wohltäterin aus Brooklyn die oben erwähnten 400 Mark angekommen waren, rief unser Hochw. P. Emanuel Haniisch, den unsere geehrten Leser als seeleneifrigen Missionär schon kennen, daß auf der genannten Bergeshöhe wohnende Wölfchen zusammen und verkündete ihm,

daß er nun gekommen sei, mit dem Bau des Kirchleins zu beginnen, fügte aber bei, er könne von der Missionsstation keine Arbeiter stellen und sie müßten daher selber wacker mithelfen bei den mannigfachen Arbeiten, die es da zu tun gebe. — Freudig kamen schon am nächsten Morgen eine Menge Heiden: Männer, Burschen, Frauen und Kinder nach Ezenstochau, um die nötigen Geätschafthen, wie Pickel, Hauen, Schaufeln usw. zu holen. Man gab ihnen, was man nur einigermaßen entbehren konnte, worauf sie mit den Sachen jubelnd fortzogen, um sie über die steilen, mühsamen Pfade des Umschlaben-Berges hinaufzutragen.

Zehn Männer ebneten sofort den Bauplatz, worauf unser Pater Superior, Hochw. P. Innocenz Buchner, den Bau aussiedete. Aus freien Stücken und ohne die geringste Aussicht auf irgendwelche Belohnung arbeiteten sie sodann unverdrossen weiter, daß ihnen der Schweiß aus allen Poren drang. Es wird übrigens noch manchen Schweißtropfen kosten, bis das Kirchlein fertig ist. Infolge der im Lande grassierenden Viehseuche ist nämlich aller Transport mit Ochsenfuhrwerk gelöpert, und somit kann kein Wagen den Umschlaben-Fluß passieren, um etwa Baumaterialien von Ezenstochau nach dem Umschlaben-Berg zu schaffen. Ziegel sind ebenfalls nicht zu haben, und es bleibt daher nichts anderes übrig, als das Kirchlein ganz aus Bruchsteinen aufzuführen. Das ist nun eine schwere, zeitraubende Arbeit, sichert uns aber auch einen soliden, allen Einflüssen der Witte rung trotzenden Bau.

Viel Gutes und Schönes hoffen wir von diesem Kirchlein, wenn es einmal durch Gottes Hilfe, den Fleiß der Schwarzen und die Opferwilligkeit unserer geehrten Leser und Wohltäter fix und fertig dasteht auf stolzer Bergeshöhe und mitten im Heidentland mit seinem Turmlein zum Himmel weist. Möge dann Maria, die Himmelskönigin wie segnend darüber schweben und in liebende Obhut nehmen das Kirchlein im Blauen und all jene, die gläubig zu ihm auswärts schauen.

„Das Kirchlein am Berge steht mir sehr am Herzen,“ gestand mir unlängst unser Hochw. Pater Superior, „da muß man fest bei der Arbeit bleiben. . . Wenn uns nur das Geld nicht ausgeht!“ — Nun, ich hoffe auch diesmal nicht umsonst an die Güte und den Opfergeist unserer geehrten Bergkämmeinnicht-Leser appelliert zu haben. Sie haben mich bisher noch nie im Stich gelassen, und welch' innigen Anteil sie an den Freuden und Leidern des Missionslebens nehmen, bekunden die zahlreichen Briefe und milden Spenden, die von allen Seiten hier in Ezenstochau eilaufen, und wofür ich jedem einzelnen auch auf diesem Wege nochmals meinen besten, innigsten Dank sage. Unser bester Dank aber besteht in eifrigem Gebet, sowohl unserem eigenen, wie dem unserer schwarzen Kinder und Neubekhrten. Auch wollen wir nicht verschenken, fleißig Bericht zu erstatten über die mannigfachen Vorkommnisse im Missionsleben, seien sie nun ernster oder heiterer Art.

Leider sind zur Stunde die Pläne für die neue Ezenstochauer Kirche noch nicht ganz fertig. Sobald dies geschehen, wollen wir mit Freuden unsrigen geehrten Lesern den schönen, würdigen Bau im Bilde vorführen. Und jeder, der einen Baustein zu dieser afrikanischen Missionskirche geliefert, mag dann getrost dem Psal misten die Worte nachbeten:

„Herr, ich liebe die Erde deines Hauses  
Und den Ort der Wohnung deiner Herrlichkeit!“

## Der Hallen'sche Komet und unsere Schwarzen.

Von Schw. Roswitha, C. P. S.

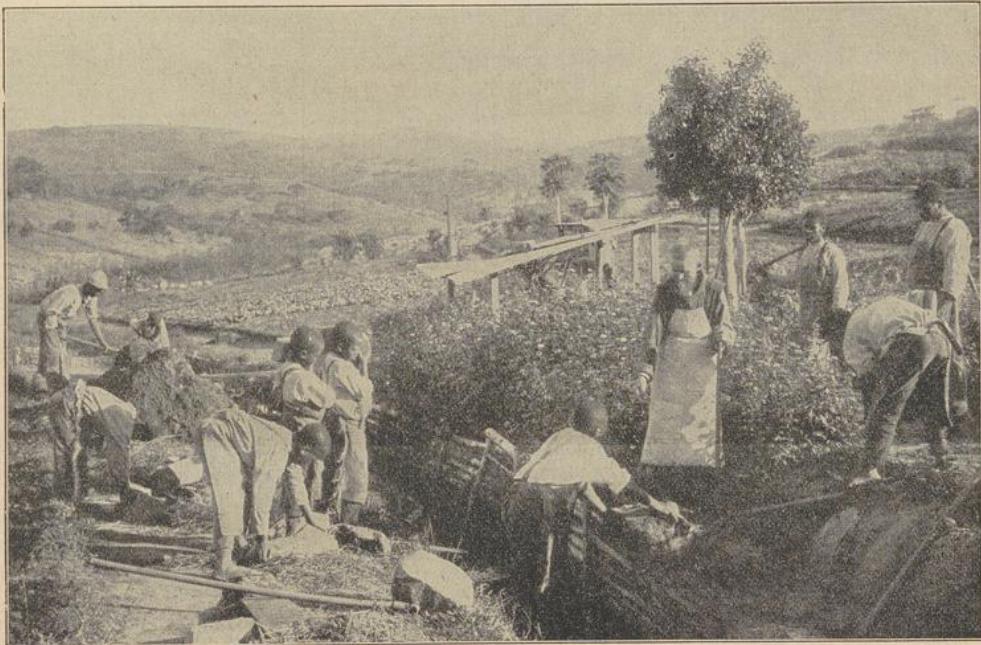
(Schluß.)

Jetzt ist der Bann des Kometen gebrochen. Er ist war, während ich dieses schreibe, immer noch sichtbar am Abendhimmel, aber so klein und unansehnlich, daß er niemanden mehr bangen machen kann, außer etwa den kleinsten Schulkindern der Schw. Domitilla, die meinen, er käme jetzt von der anderen Seite wieder. Nur einen kleinen Denkzettel ließ er zurück; ein heftiges, um diese Zeit höchst seltenes Gewitter und einen dreitägigen, kalten Regen, so daß zum ersten Male, so lange Czenstochau steht, die feierliche Prozession am Fronleichnamsfeste unterbleiben mußte. Es wurde aber alles am darauffolgenden Sonntage bei schönstem Wetter nach-

Jacken immer rarer bei uns in Czenstochau werden und die noch vorhandenen durchweg alt und verschlissen sind.

Unseren lieben Kindern, groß und klein, geht es übrigens in dieser Beziehung nicht besser als den alten Weiblein, und es schneidet einem wirklich ins Herz, wenn man immer wieder an kalten Wintertagen und an so manchen gleich schlimmen, nachkalten Sommertagen weit über hundert Kinder und Frauen frieren und frösteln, schaudern und zittern sieht, und dabei nicht helfen kann.

Vielleicht hat das liebe Christkind, das einst im Stalle zu Bethlehem unsertwegen fror, dieses Jahr besonders gnädige Absichten und klopft irgendwo in Europa oder Amerika für unsere armen schwarzen Kinder an. Hier in Czenstochau konnte ich leider beim besten Willen nichts aufstreben, obwohl ich mich überall hin-



Unsere Buben bei der Arbeit.

geholt. Der gerade hier weilende hochwürdigste Propst, Chr. Vater Gerard, trug das Allerheiligste in der Prozession, während hochw. P. Balduin und hochw. P. Innocenz als Leviten assistierten und hochw. P. Emmanuel den Sängerchor dirigierte. Diesmal nahmen mehr Mädchen als im vorigen Jahre aus der Dorfschule Schw. Engelbertas als Jungfrauen oder „Engelchen“ in weißen Kleidern an der Prozession teil. Doch davon wird gewiß Schw. Engelberta später einmal selbst berichten; denn es spielten sich da allerliebste Szenen ab zur Erlangung der Gunst, ein „Engelchen“ sein zu dürfen, die so recht zeigten, wie tief schon der religiöse Sinn in die Herzen der schwarzen Kinder eingedrungen ist.

Während der drei Regentage saßen meine dreizehn, meist schon bejahrten Weiblein — seit mehr als acht Jahren bin ich nämlich so glücklich, im Nebenamt die „Weibermutter“ von Czenstochau zu sein — abends fröstelnd und traurig am langen Tisch; denn sie waren ganz durchnäzt von der Arbeit heimgekehrt, wie das im Sommer ja oft, in mancher Woche fast täglich vorkommt. Aber ich konnte den Armen nicht helfen, weil die warmen

wandte, wo ich nur immer eine kleine Aussicht auf Hilfe hatte:

Unsere verehrte Schwester Oberin (Schw. Rosa) konnte mir aus dem einfachen Grunde keine Jacke geben, weil sie selber keine hatte.

Unsere gute Mutter Adelheid, Vikarin und Provinzialoberin in Südafrika, an die ich mich hierauf brieflich wandte, wußte mir auch nicht zu helfen, schickte mir aber, „um ihren guten Willen zu zeigen“, eine einzige, uralte Winterjacke, das letzte Stück, das sich im Mariannhiller Bestiarium vorsand.

Selbst unser ehrw. Vater Gerard, an den sich jetzt unsere Almoeider wandten, stand ratlos da. Überall hieß es, es seien keine da, und die Mission mit so vielen anderen Bedürfnissen kann selbstverständlich keine kaufen. Vielleicht gibt es nun in den Familien gar mancher unserer verehrten Wohltäter die eine oder andere noch gut erhaltene, wenn auch schon etwas aus der Mode gekommene Winterjacke, die aber jedes unserer schwarzen Mädchen oder Weiber überaus erfreuen würde. Neue sind natürlich auch willkommen, weil sie noch länger halten; aber ich will nicht unbescheiden sein.

Abgesehen davon, daß es hier im Winter ziemlich kalt und Reif, ja selbst Frost, keine Seltenheit ist, so werden auch unsere Christen infolge des Tragens von Kleidern noch empfindlicher für Kälte. Die heidnischen Käffern sind als Naturmenschen vielfach abgehärteter. Ueberdies müssen unsere Leute auch an kalten Tagen früh aufstehen, schon wegen der hl. Messe und Katechese, und zur Arbeit gehen, — wir können sie doch nicht tage- oder wochenlang ein Lungerleben führen lassen, — während die Heiden in ihren Hütten bleiben, sich ein Feuerchen anmachen und erst herauskriechen, wenn die Sonne ihnen den Rücken hübsch warm beheizt. Uebrigens verursachen die meist großen Temperaturunterschiede an ein und demselben Tage den Kindern in ihren dünnen Stattunkleidchen manche Erkältungen. Bittere Kälte abends, in der Nacht und in den Vormittagsstunden bis 10 oder 11 Uhr, und dann mildes und angenehmes Frühlings- oder gar Sommerwetter bis 4 oder 5 Uhr nachmittags ist nichts Ungewöhnliches. Wie mancher bössartiger Anfall von Influenza, Husten, Lungenentzündung usw. mag auf daß Fehlen dieser Winterjacken zurückzuführen sein! Die meisten kaufen sich zwar, wenn sie diese Ausgabe eben erschwingen können, einen billigen, groben Shawl, den sie besonders in der Kirche oder bei ruhigem Sitzen umhängen, aber bei der Arbeit würde er ihnen nur hinderlich sein und auch zu schnell verschleien. Jedenfalls ist es ein gutes Werk, den armen Mädchen und Weibern in Czenstochau oder auf anderen kalten Stationen Winterjacken zu schicken. Das heißt ja in Wahrheit, die armen Glieder Christi bekleiden. Herzlicher Dank und inniges Gebet für die hochherzigen Spender würden nicht ausbleiben.

Doch zurück zu den frierenden Weiblein am langen Tisch! Sie meinten, diesen auffallenden Regen im Winter hätte gewiß der „Stern“ gebracht. Und diesmal hatten sie recht, denn die Astronomen hatten als Abschiedsgabe des Kometen schlechtes Wetter prophezeit.

So will denn auch ich Abschied vom Kometen nehmen. Er hat manches auf dem Gewissen, aber doch auch viel Gutes getan unter unseren Schwarzen, so daß man im Namen der jetzigen allerkleinsten schwarzen Weltbürger, die ihn als Greise oder Greifinnen noch einmal sehen werden, ihm immerhin zuruften darf:

„Auf fröhliches Wiedersehen im Jahre 1986!“

### Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Schluß)

Sanft legte ich den Entseelen auf die Erde nieder. O, wie wurde mir das Herz so schwer, als ich in das blaue, kalte Angesicht meines lieben, guten Inkosi sah! — Ach, für immer war der Geist von ihm entflohen! Das starke Herz hatte aufgehört zu schlagen, und nie mehr sollte ich den Helden an der Spitze der Amapondo-Männer reiten sehen! Nie mehr sollte sein mächtiges Schwert saujend durch die Lüfte zischen und sich Bahn brechen durch die feindlichen Zulu-Scharen!

Ich bin jetzt ein alter Mann, aber glaubt mir, zur Stunde noch wird mein Herz traurig, wenn ich Ngokwennhamas gedenke, so wie es mit Kummer erfüllt war vor langen, langen Jahren, da ich auf dem Scheitel des Impetjne-Berges stand und auf meinen großen, weißen Inkosi niedersah, wie er so dalag, kalt und still. — —

Müde und frank am Herzen warf ich einen Blick auf meine Umgebung, die schweigend um die Leiche herumstand. Es lebten von uns kaum noch 40 Mann,

und auch von diesen waren die meisten gar übel zu gerichtet. Weiber und Kinder aber, die bei uns weilten, waren es ungefähr ebenso viel.

Drunten in der Tiefe aber zogen sich mächtige Rauchwolken über das Tal hin. Die Zulus waren wieder eifrig daran, die Höhle auszuräuchern, so wie man ein Wespennest ausräuchert. Da jedoch die herzlose Tat geraume Zeit in Anspruch nahm, führten sie inzwischen mit einigen Regimentern Kriegsstände auf, sangen jubelnd ein Siegeslied und spotteten über die Amapodos. Jeden Augenblick erwarteten wir, sie würden neuerdings den Berg stürmen. Wer hätte ihnen jetzt Widerstand geleistet? Kein Mensch. Wir waren nur noch eine Handvoll, und Ngokwennhamas, Ifikova und die anderen Schläs und Indunas, sie, die Helden von hundert Schlachten, waren tot. Es war kein Löwenherz mehr da, die Krieger zum Kampfe anzuspornen.

Doch die Zulus kamen nicht; sie richteten all ihr Augenmerk ausschließlich auf die Höhle. „Wir wollen warten,“ schrieen sie, „bis die Kaninchen alle tot sind; dann können wir sie mit Muße zählen.“ — Sobald der Rauch sich hinreichend gelegt hatte, räumten die Zulus die glühende Asche vom Eingang der Höhle hinweg und zugleich die verfrohlten Überreste vieler Menschen, die sich in dem verzweifelten Versuche, dem erstickenden Rauche zu entgehen, am Eingang der Höhle zusammengedrängt hatten.

Stürmische Ausrufe der Freude und der Verwunderung erfüllten das ganze Tal, als die Zulus den überreichen Vorrat von Mais und sonstigen Feldfrüchten in der geräumigen Höhle erblickten. Sofort wurden mehrere Ochsen geschlachtet und Utishwala herbeigeholt. Die Zulus setzten sich nieder und taten sich gütlich bei der üppigen Mahlzeit. Wir auf der Bergeshöhe aber verbrachten einen langen Tag unter Schmerz, Betrübnis und Hunger.

Gegen Abend kam eine Abteilung von Tschakas Kriegsleuten ins Lager und brachte Tausende halberwachsener Mädchen im Alter von etwa 14—16 Jahren, lauter Gefangene, aus all den unzähligen Kraals, die Tschaka „aufgerufen“. Diese Mädchen wurden mit dem erbeuteten Mais und dem Amabale beladen und zogen, die Last auf dem Kopfe tragend, in langer Reihe damit ab. Das Heer aber blieb im Tale liegen und machte keinen weiteren Versuch, den Felsenpfad zu erklimmen. Es war dies auch nicht nötig, denn sie hatten den Zweck ihres Kriegszuges erreicht.

Während der Nacht fiel, was in diesen Bergen öfters vorkommt, Schnee, und mancher von unseren Verwundeten starb infolge der Kälte und vollständigen Erschöpfung. — Als wir am Morgen ins Tal hinabstiegen, war alles still. Kein Zulu war mehr zu erblicken und wären nicht die Haufen von Leichen dagelegen, so hätte man glauben können, es sei nie ein Feind in der Nähe gewesen. Von Hunger und Kälte gepeinigt, stiegen wir langsam, einer hinter dem andern, ins Tal hinab. Todesstille ringsum, als wir das Tal durchschritten. Keiner von uns wagte ein Wort zu reden, denn wir wandelten zwischen den Toten.

So kamen wir zur Höhle. Ich mag gar nicht sagen, was wir dort gefunden. Ach die armen Kinder und Frauen! Sie lagen an allen Ecken und Enden tot umher, doch ohne eine Spur von Verletzung. Ich hatte ein Gefühl, als würden sie sich jeden Augenblick erheben und sich uns anschließen; doch sie waren und blieben tot für immer. —

Auf dem Boden lagen zerstreute Maiskörner umher. Ich sammelte eine Handvoll davon und begann sie zu kauen. Siehe, da kommt ein Weib mit einem Kinde auf dem Rücken zur Höhle herein. Sie war eine junge, hübsche Person, das Weib eines Pondo-Häuptlings. Mit schwacher Stimme redete sie mich an und bittet um etwas Nahrung, meist des armen Kindes wegen, denn sie ist zu schwach, es zu ernähren. Ich gebe ihr eine Handvoll Maiskörner, doch sie kann sie nicht mehr kauen. Das Kind weint und die Mutter ist ratlos, ihm zu helfen. Da fallen mir die Pferde ein, welche Tags zuvor die Zulus erschlagen. Ich winkte dem Weibe, mir zu folgen. Wir kommen zum Vieh kraal, in dessen Nähe tote Pferde in Menge liegen. Von einem derselben schneide ich ein großes Stück ab und gebe es der Mutter; dann ein klei-

zeit. Uebrigens ist deine Art mir genug und ich hoffe, du wirst mich damit jedem Feind gegenüber beschützen."

Die Antwort genügte mir. Hätte nicht die Trauer um meine Infosie an meinem Herzen gefressen, ich hätte laut aufjubeln mögen. Rasch trat ich auf einen Trupp unserer Leute zu, unter welchen sich ein alter Kehla befand. Ich wendete mich an ihn mit den Worten:

"Nkosie, dieses Weib ist die Witwe des Häuptlings Mehla, eines Pondo Kriegers, der gestern im Kampfe gefallen. Der Mann ist tot, sein Kraal ist verschwunden, ich aber will seine Witwe zum Weibe nehmen."

"Du, wie du für gut findest," entgegnete der Alte, "Uebrigens dürftest du Mühe haben, für deinen eigenen Magen etwas zu finden; wie kannst du jetzt noch Weib



Gritz überlegt sich's noch.

nes fürs Baby. Der wackere Kleine saugt gierig an seinem Stück und auch ich und das Weib begannen zu essen.

Nach einer Weile erzählte sie mir von ihrem Leben zu Hause, von dem großen, stark bevölkerten Kraal, in dem sie gewohnt und von den 60 Stück Ochsen, die Mehla, ihr Mann, bei der Training für sie gegeben.

"Wo ist dein Mann jetzt?" fragte ich die junge Frau.

"Ich sah ihn zuletzt auf dem Felswege dort", erwiderte sie, "gerade bevor wir die Steine und Felsblöcke auf die Zulus herabrollten."

"Dann ist er tot!"

"Ich fürchte das auch", erwiderte traurig das Weib.

Die Person war groß und schlank und hatte ein sehr einnehmendes Aussehen. Sofort schlug mein Herz der Verlassenen entgegen; ohne viele Umschweife stellte ich an sie die Frage:

"Willst du mein Weib sein? Ich habe zwar nichts, als diese Art und etwa den einen oder anderen Assegai, den ich gelegentlich vom Boden aufslese."

Da sah mir die Frau voll und tief ins Auge und sprach: "Du scheinst es sehr eilig zu haben mit der Hoch-

zeit und Kind ernähren, nachdem die Zulus das ganze Land ausgeföhrt wie eine verlassene Zinne?"

"Baba, 'Infosie'!" rief ich und machte dem Kehla meine Ehrenbezeugung. Ich hatte auf gesetzmäßige Weise eine junge hübsche Frau bekommen und das genügte mir. Wegen der Nahrung machte ich mir keine Sorgen. Hatten die Zulus auch alles Vieh und Getreide mit sich genommen, so gab es in den Wäldern immerhin noch zahlreiches Wild und damit konnte ich, der geschickte Jäger, recht wohl mich und die lieben Meinginen ernähren.

Schon in der nächsten Stunde ging ich auf die Jagd. Ich stieg zunächst zum Engpaß hinunter und schlug mich in die Büsche. Es war so still und einsam in dem großen, fühlenden Walde. Die riesig hohen Bäume, von denen manche bis zu 200 Fuß gen Himmel ragten, zeichneten auf den Boden die sonderbarsten Schatten. Dazwischen quoll das Licht durch Blätter und Astwerk und malte goldene Flecken ins grüne Moos.

Ich kletterte an einem großen Gelbholzbaum hinauf, konnte aber nichts erblicken, als das Gewoge der Baumkronen, die sanft vom Winde geschaukelt wurden.

Schon wollte ich wieder langsam heruntersteigen, als mich ein Rascheln im Busche bewog, wieder innezuhalten. — Eine prächtige Rehfuh kam trippelnd dahin. Ihre feinen Naienflügel zuckten und die großen braunen Augen sahen gespannt in die Ferne, während das durch die Blätter fallende Sonnenlicht auf das rotbraune Fell die merkwürdigsten Figuren malte. Ich hielt mich mit der linken am Baum und schleuderte mit der Rechten meinen Aßegai. — Das scharfe Eisen drang dem Tiere gerade zwischen den Schultern tief ins Genid! Es sprang in die Höhe, rannte noch einige Schritte und brach dann leblos zusammen. Ich weidete es aus und barg die kostbare Beute an einem sicheren Orte. Dann eilte ich zum Lagerplatz zurück und meldete meinem Weibe, ich hätte ein gutes Wildtier in einer Höhle bereit, sie möge mit ihrem Kinde kommen.

Da gab's kein Zögern! Sie eilte in ihre ehemalige Hütte zurück, machte aus den wenigen Gegenständen, die ihr geblieben, ein Bündel zurecht, legte es auf den Kopf, band ihr Kind auf den Rücken und folgte mir zur Höhle im Walde. Bald brannte daselbst ein lustiges Feuerchen; wir aßen und waren zusammen so glücklich, wie wir es schon lange nicht mehr gewesen. „Inzitwa“, flüsterte mir die Frau zu, „ich bleibe bei dir; ich verlasse dich nicht, und gingeest du bis an die äußersten Grenzen der Erde!“

„Das ist schön von dir,“ entgegnete ich, „und auch ich will bei dir bleiben, will für dich sorgen und werde dich zu beschützen wissen in jeder Gefahr!“

Dann sammelten wir Gras und machten uns die Höhle recht wohnlich. Den Rest des Fleisches hing ich hoch oben auf einem Baum auf, so daß kein Raubtier dazu gelangen konnte, um den Eingang der Höhle aber machte ich eine schützende Dornenhedge.

Als die Nacht hereinbrach, sagte ich zu Aulazi, meiner Frau: „Ich muß nun gehen und Ngokwennhama, meinen Akoji, begraben.“ Sie bat, mich begleiten zu dürfen, und so wanderten wir zusammen dem Lagerplatz zu, wo sich uns einige Insizwas anschlossen.

Zum letztenmale stiegen wir den steilen, blutbesledeten Fußpfad empor und begruben sodann auf der Höhe Ngokwennhama, den tapfersten der Männer, die ich je kennen gelernt habe. Wir gaben ihm sein Schwert in die Hand und legten ihn so, daß er mit dem Angesichte gegen das Zululand gewendet war, als halte er und sein schirmender Schutzgeist noch immer Wache gegen die Zulus. Bevor ich ihn begrub, nahm ich das Kreuzchen zu mir, das er mir sterbend vermacht hatte, und ich habe es seitdem geureulich bewahrt.

Wir stiegen sodann den schmalen Fußpfad wieder hinab und verließen das Tal auf immer. Ich habe Ngokwennhamas Grab nicht wieder gesehen. Einige Jahre lebte ich mit meinem Weibe am Impetne und Zulusberg. Wir lebten glücklich und hatten Söhne, die zu kräftigen Jungen heranwuchsen.

Später hörte ich von weißen Männern, die in Tefwan (Durban) wohnten. Ich gedachte Ngokwennhamas, zog dorthin und verband mich mit ihnen. In den folgenden Jahren nahm ich Teil an den Kriegen gegen die Amakosu: u. Zhen, Biggar und u. Careh.

\* \* \*

Der alte Mann hatte seine Erzählung beendet. Wie im Traum nahm er mechanisch eine Prise Tabak. Das Feuer, das ihn soeben noch bei der Erinnerung an die großen Tage der Vorzeit belebt hatte, war erloschen, und er war wieder ein alter zitternder Greis von 100 Jahren.

„Hast du noch das silberne Kreuz?“ fragten wir ihn. „Jebo, 'Afos, ja, mein Herr,“ entgegnete der Alte, stöhnte in seiner Tasche umher und brachte es zum Vorschein. Es war in der Tat, wie wir vermutet hatten, das „Kreuz der französischen Ehrenlegion.“

Wer Ngokwennhama eigentlich war, wird kein Mensch je erfahren können. Wahrscheinlich ein französischer Kürassier. Welches Schicksal ihn aber ins Pondoland verschlug, um da im Kampfe für ein fremdes Volk zu sterben, bleibt ein Geheimnis. Er nahm es mit sich ins Grab droben auf der Höhe des Impetne-Berges.

### Tod und Begräbnis bei den Kaffern.

„Unser stolzes Leben ist oft nur ein verlängertes Sterben. Der Mensch gräbt sein Grab, während sein Auge tränkt in bitterem Leid. Des Menschen Brust ist oft von bangem Schrecken durchwühlt und stark vor Furcht, dennoch zögert er ängstlich des Lebens flüchtige Stunden.“ Matthieu Arnold.

Im Gefühl und Ideenkreis der Schwarzen ist der Tod buchstäblich der König der Schrecken. Wenn es irgend einen Gegenstand gibt, über den sie nicht gerne reden, so ist es das Sterben, und jeder, der davon zu sprechen beginnt, wird ein lästiger Gast. Kein Wunder, gibt es doch selbst unter den christlichen Europäern nur wenige, die dem Sensenmann mit Gleichmut entgegntreten; mit Freuden tut es unter Tausend kaum einer.

Dem Schwarzen aber ist der Tod derart der „schrecklichste der Schrecken“, daß er vielfach eine Person im Stiche läßt, wenn sie nur dem Tode nahe kommt, und zwar sogar die besten Freunde und nächsten Angehörigen; denn mit dem Tod und seinem Anhang will er absolut nichts zu schaffen haben. In früherer Zeit schaffte man jede Person, die dem Tode nahe war, mit Ausnahme des Häuptlings und sonstiger hochstehender Personen, hinaus in den nächsten Busch. Hier konnten sie sterben und ihre leibliche Hülle den Ghänen zum Fraße überlassen.

Ein Häuptling indes durfte, wie gesagt, in seiner Hütte sterben und wurde auch anständig begraben. Nördlich vom Sambesi ist es heute noch Brauch, einen verstorbenen Häuptling auf dem Gipfel des höchsten Berges auszusezen. Weiter südlich begrub man ihn in stehender Leibeshaltung, und zwar so, daß der Kopf noch aus dem Boden herausschaut. Das Grab wurde dann sorgfältig beschützt und bewacht. Den Wächtern wurde eigenes Vieh zugeteilt, und sowohl sie, wie ihre Tiere wurden als Wesen höherer Ordnung angesehen. Sie hatten Privilegien für Lebenszeit und wurden kaum je bestraft, wenn sie sich ein Vergehen zuschulden kommen ließen; das Vieh aber galt als Eigentum des Verstorbenen.

In alter Zeit wurden, wenn ein großer Häuptling starb, gewöhnlich viele seiner Weiber samt einer großen Anzahl Vieh getötet. Sie sollten dem Toten als Gefolge in der anderen Welt dienen und seine Bedürfnisse befriedigen.

Ist ein Häuptling dem Tode nahe, so besuchen ihn die berühmtesten Doktoren des ganzen Distriktes; nicht selten pflanzen sie sich zu gleicher Zeit zehn Mann hoch vor der Hütte auf. Es sind kundige Männer, und ihre Medizinen lassen an Narrität nichts zu wünschen übrig; ihre Wirksamkeit versteht sich von selbst. Da gibt ihm der erste dieser Aeskulapsöhne pulverisierte Tigerhaare, angemacht mit Löwenblut; der zweite einen zerriebenen Aßenzahn mit gerösteten Eidechsen und etwas Schlangenhaut, der Dritte attackiert den Dulder mit einem Präparat aus Leopardenklauen, Krokodilsgalle und den

Spiken eines Stachelschweines. Ein vierter präsentiert dem Sterbenden getrockneten Dung einer Fledermaus, sorgsam eingetaucht in pulverisierte Chamaleons-Augen, und legt ihm, die Wirkung zu erhöhen, einen Umschlag frischen Kuhdungers auf den Magen. So geht es fort, bis der Sterbende den Wunsch ausdrückt, man möge ihn allein lassen, um in Frieden sterben zu können. Gewiß, die menschliche Größe hat auch ihre unliebsamen Dinge im Gefolge; der arme Mann dagegen tut sich in vielem leichter.

Stirbt ein Mann, so wird er so schnell als möglich begraben. Früher, wie gesagt, mußten bei einem Häuptling immer mehrere seiner Frauen das Leben lassen, erstens, damit es ihm nicht an Gesellschaft fehle, und weitens, damit bei der Leichenfeier auch Tränen fließen. Als Ischakas Mutter starb, wollte er zunächst alle Mütter im ganzen Land umbringen lassen; nur mit Mühe konnte man ihn dazu bringen, sich mit 7000 zu begnügen. Als die letzterverstorbene Königin des Swafalandes ihren Mann verlor, ordnete sie eine allgemeine Schlächterei im Lande an, und als man ihr vorstellte, die große weiße Königin (von England) erlaube solches nicht, bat sie, wenigstens ein paar hundert Weiber töten zu dürfen; denn, sagte sie, dieselben würden doch nicht sonderlich vermisszt, und der Tod ihres Gatten müsse doch viele Tränen beim Volke hervorrufen. Beim Tode eines Fürsten aber muß viel geweint werden.

Seit geraumer Zeit ist jedoch der rohe Gebrauch, beim Tode eines Häuptlings mehrere seiner Frauen umzubringen, abgeschafft; statt dessen begnügt man sich damit, daß dieselben für kürzere oder längere Zeit als unrein erklärt werden. Sie müssen sich mit neuen Schürzen in den Wald oder auf die Berge flüchten, ihre alten Kleidungsstücke aber verbrennen. Erst spät in der Nacht, wenn es ganz dunkel geworden ist, dürfen sie sich wieder in ihre Hütten zurückwagen; doch müssen sie ungetragen in dieselben hineinschlüpfen. Ferner ist es ihnen untersagt, Milch zu trinken, bevor sie vom Kafferndoktor nach einer gewissen Prozedur als rein erklärt worden.

Die Hütte, worin der verstorbene Mann wohnte, sowie die Hütten seiner Weiber werden verlassen oder auch niedergebrannt. Wollte einer das Holzwerk einer solchen Hütte auch nur als Brennmaterial verwenden, so käme er sicherlich in den Verdacht der Hexerei. Die Weiber des Verstorbenen müssen sich ferner eine bestimmte Zeit in Grasgeslechte kleiden. Kurze Zeit nach dem Tode des großen Swafenkönigs Umbandine passierte ich den Kraal der Königin und sah da eine Prozession von etwa zwölf Weibern, die sämtlich mit Graszieraten angetan waren. Die Röde, sowie all ihr sonstiger Schmuck waren eigentümliche Grasgeslechte. Auf dem Kopfe trug jede ein Häppchen aus Gras. Das Ganze machte einen gespensterhaften Eindruck auf mich.

In alter Zeit wurde nach dem Tode eines Häuptlings dessen ganzer Kraal niedergebrannt, und auch seine Weiber und Indunas (Räte) dem Feuer übergeben. Begreiflich, daß mancher Mann, der bisher dem Verstorbenen sehr nahe gestanden, unter allerlei Vorwänden das Weite suchte, sobald dessen Auflösung zu befürchten war. Da gab es diese und jene Ausrede: ein naher Verwandter war in der Ferne gestorben und man mußte zu dessen Leichenbegängnis gehen, ein anderer war schwer krank und wollte besucht sein, ein dringendes Geschäft hielt ihn ab, den kranken Häuptling zu besuchen, dessen Krankheit ihm unmöglich leid tat, oder er selbst war plötzlich sterbenskrank geworden und konnte daher beim besten Willen nicht kommen . . . Der alte Häuptling aber

meinte lächelnd: „Diese Leute weinen mit einem Auge,“ das heißt ihr Mitleid ist nur ein erheucheltes.

Stirbt ein gemeiner Mann, so erregt das natürlich kein sonderliches Aufsehen; es trauern höchstens die nächsten Angehörigen, die anderen fragen wenig danach. Noch weniger gibt man auf den Tod einer alten Frau; sie wird noch bei Lebzeiten aus der Hütte geschafft und mag ihren Geist auf freiem Felde aushauchen, damit nicht etwa die gute Hütte durch deren Tod entweicht werde.

Der heidnische Kaffer vermeidet es ängstlich, in die Nähe einer Person zu kommen, die mit dem Tode ringt; er flieht, wenn es von ungefähr geschieht, entsezt davon.

— Einem Stammesältesten, oder sonst einem Manne von Bedeutung erlaubt man, in seiner eigenen Hütte zu sterben. Alle Kraalbewohner aber müssen <sup>zu</sup> dann den Kopf scheren und werden als unrein angesehen, bis die Reinigungszeremonie mit ihnen vorgenommen ist. Der Leichnam des Verbliebenen wird niemals durch die Türöffnung entfernt, sondern man macht ein eigenes Loch in die Wand und schafft die Leiche ins Freie. Später wird die ganze Hütte in Brand gesteckt.

Das einzige Wesen, dessen Tod mit wirklicher Liebe umgeben ist, wird in der Regel ein kleines Kind sein. In diesem Falle setzt die Mutterliebe allen Abscheu vor dem Tode beiseite, und das Kind wird mit wundervoller Zärtlichkeit behandelt.

Bei einigen Stämmen wird ein Mann, wenn er dem Ende nahe ist, in eine kauernde Stellung zusammengebunden, sodaß die Knie beinahe das Kinn berühren. Dann wird ein Netz über ihn geworfen, und er mit Fellen zugedeckt, die ihn tatsächlich erstickt müssen. Kurz darauf wird der Mann eilends durch ein Loch der Hüttenwand gehoben, eine Grube gemacht und die Beerdigung vorgenommen — zuweilen noch bevor er völlig tot ist. Der Kaffer hält jede Ohnmacht für Tod und glaubt überhaupt mit der Beerdigung nicht schnell genug vorangehen zu können.

Ich hörte einmal von einem alten Mann, der nach dem Bericht seiner Angehörigen gestorben war. Seine Freunde sandten zur benachbarten Missionsstation, um Schaufeln und Haken zu holen und die Beerdigung mit gewohnter Schnelligkeit vorzunehmen. Wie man nun aber den Mann ins Grab legen wollte, richtete er sich auf und protestierte energisch gegen das Verfahren. Die Leute flohen entsezt davon, der Mann aber lebte noch mehrere Monate. (Fortsetzung folgt.)

### „Borgen macht Sorgen.“

„Borgen macht Sorgen.“ Wie so denn? Borgen macht Schulden. Schulden zu zahlen macht Sorgen. Wer bar zahlt, verbraucht das Gefauste, eben weil er es bezahlt hat, ohne Sorgen; wer borgt, verbraucht das Gefauste mit der Verpflichtung, die gemachten Schulden zu zahlen, und das macht sehr oft, wie die Erfahrung täglich lehrt, große Sorgen.

„Borgen macht Sorgen.“ Wer bar zahlt, sucht sich so einzuschränken, daß er nur soviel nötig hat, als er bezahlen kann, er kaust nur, was und soviel, als er braucht, er kommt leichter aus und hat wenige oder gar keine Sorgen; wer dagegen borgt, hat oft Neigung, zu kaufen, was er entbehren kann, und mehr als er braucht. Gar bald kommt aber die Zeit, wo er mehr bezahlen muß, als er kann, und das macht gar bitttere Sorgen. — Also möglichst Barzahlung! Es schützt vor vielen bitteren Sorgen.

### Die beiden Fenster.

Es sind zwei kleine Fensterlein  
In einem großen Haus,  
Da schaut die ganze Welt hinein,  
Die ganze Welt heraus.

Ein Maler sitzt immer dort,  
Kennt seine Kunst genau,  
Malt alle Dinge fort und fort  
Weiß, schwarz, rot, grün und blau.

Dies malt er eifig, jenes rund,  
Lang, kurz, wie's ihm beliebt;  
Wer kennt all die Farben und  
Die Formen, die er gibt!

Ein Zauberer ist's, das sag' ich fühl'n!  
Was faßt der Erde Schöß,  
Das malt er auf ein Fleckchen hin  
Wie eine Erbse groß.

Auch was der Hausherr denkt und sieht,  
Malt er ans Fenster an,  
Dass jeder, der vorüber geht,  
Es deutlich sehen kann.

Und freut der Herr im Hause sich,  
Und nimmt der Schmerz ihn ein,  
Dann zeigen öfters Perlen sich  
An beiden Fensterlein.

Ist's schönes Wetter, gute Zeit,  
Da sind sie hell und lieb;  
Wenn's aber fröstelt, stürmt und schneit,  
Dann werden sie gar trüb.

Und geht des Hauses Herr zur Ruh,  
Nicht braucht er dann ein Licht;  
Dann schlägt der Tod die Läden zu,  
Und ach! das Fenster bricht.

### Ein anglikanischer Bischof über die Passionspiele in Oberammergau.

Großartige Anerkennung für die katholische Bevölkerung von Oberammergau enthält der folgende Brief des anglikanischen (protestantischen) Bischofs von Southwell (erschienen in der letzten Nummer des „Southwell Diocesan Magazine“).

„Teure Freunde. — Es sind kaum einige Tage, da stand ich auf einem Hügel und übersah das kleine Dörfchen Oberammergau, welches ganz umgeben von Bergen ist und weit, weit entfernt ist von dem geschäftigen und rastlosen Treiben Englands. Weit über uns, auf dem höchsten Gipfel des Berges, stand ein Kreuz und in diesem Kreuz liegt der Schlüssel des Rätsels, warum wir hier waren und nicht nur wir, sondern mit uns noch tausend andere. Wie wir dort standen, kamen auf allen Wegen und mit jeder Eisenbahn eine Unmenge von eifrigen Reisenden — teils zu Fuß, teils mit Karren, Wagen, Autos oder anderen Fuhrwerken, alle voll besetzt. Und so zieht durch den ganzen Sommer hin ein Strom von Reisenden aus allen Gegenden der Welt hierhin. Aber warum sind sie gekommen? Was wollen sie hier sehen? Und nachdem sie es gesehen haben, was bewirkt es, daß sie mit einem Eindruck fortgehen, wie sie nie zuvor einen solchen empfanden. Sie haben die Darstellung des Leidens und Todes Christi gesehen, auf-

geführt von Landbewohnern eines einfachen Dorfes, von den Bildschnitzern und Arbeitern von Oberammergau. Von der Darstellung, ihrer erhabenen Schönheit und Reinheit, will ich hier nicht sprechen. Acht Stunden lang blieb die Zuhörerschaft von 4000 Menschen in diesem Schweigen, als die alte, alte Geschichte dargestellt wurde, aber für uns ist jetzt wieder ein neues Licht auf diese Geschichte gefallen, und wir begreifen jetzt besser die Bedeutung des Leidens.

Heute will ich nur auf einen anderen Erfolg des Passionsspiels hinweisen, nämlich auf den Eindruck, den es auf das Volk des Ortes selbst ausübt. Sogleich bei unserer Ankunft empfängt uns schon eine ehrfurchtgebietende Atmosphäre. Die Portiers, die Gepäckträger, die Frauen, die Kinder, alle sind voll von Höflichkeit und Zuverlässigkeit. Eine Gemütsstimmung ist vorherrschend, die auch auf andere ihre Wirkung geltend macht. Und wenn du fragst, woher kommt dieses alles, dann mußt du zuerst auf das Kreuz sehen über dem Dorf und dann in die Pfarrkirche gehen und von dort ins Passions-Theater. Dann bist du mitten unter der Bevölkerung, in welcher von Jugend auf der sehnüchtige Wunsch groß gezogen wird, in der Passions-Aufführung mitzuspielen. Den kleinen Säuglingen mit den langen Haaren, welcher dein Gepäck trägt, wirst du um fünf Uhr morgens in der Pfarrkirche als eifriger Messdiener sehen, und dann wirst du ihn um acht Uhr während des Spieles in einem lebenden Bild sehen oder bei einer Aufführung. Die Gesichter vieler dieser Kinder sind wunderhübsch. Ihre Väter und Mütter haben in ihnen dieses Interesse groß gezogen, und das Interesse steht auf ihren Gesichtern geschrieben. Trotz alledem ist dort kein Zeichen von Dünkel oder Stolz zu finden. Einfachheit herrscht überall und ist in den Gesichtern ausgeprägt trotz des Lobes und der Schmeichelei, welche ihnen von allen Seiten zuteil wird. Die ganze Gemeinde scheint nur den einen Wunsch zu haben, dich zu zwingen, besser zu verstehen und dadurch mehr zu lieben deinen Heiland, welcher für dich starb. Wenn unter meinen Freiern noch jemand die Hoffnung hat, nach Oberammergau zu kommen, so würde ich ihm sagen: bringe wenigstens zwei Tage vor dem Sonntag in dem Dorfe zu; sieh das Volk in seinem gewöhnlichen Leben, kne unter ihnen in ihrer Pfarrkirche, und dann gehe zu ihren Passionsspielen. Du wirst ein ganzes Dorf sehen, in dem das Leben Christi sich täglich verwirkt und du wirst erfrischt zurückkehren zu deinem Tagewerk, und du wirst die Mühseligkeiten des täglichen Lebens leichter ertragen und von neuem Vertrauen erfüllt werden, von Vertrauen auf die Macht des Kreuzes und des auferstandenen Heilandes.

Im Jahre 1895 zählte der „Dunkle Erdteil“ kaum eine halbe Million Katholiken, heute 3½ Millionen. Das ist die Frucht der Almosen der treuen Katholiken Europas und der unermüdlichen Opfer, Leiden und Arbeiten der verhältnismäßig wenigen katholischen Missionäre in Afrika. Das Ergebnis ist wahrhaftig ein großartiges zu nennen.

Der Same des katholischen Glaubens wird unter allen Negervölkern ausgestreut, er fängt an zu keimen und zu sprossen und hat an vielen Orten schon erfreuliche Früchte getragen. Infolgedessen glaubt der deutsche Missionär Pater Sinner, ohne sich der Gefahr einer Täuschung auszusetzen, mit Sicherheit sagen zu dürfen, daß Afrika in nächster Zukunft ein unerwartet großes Erntefeld für die katholische Kirche sein werde.

# St. Josephsgärtchen.

## Der hl. Joseph, Patron eines guten Todes.

Seit unendlicher Zeit wird der hl. Joseph in der Kirche als Patron eines guten Todes angerufen. Sein Eintritt in den Armen Jesu und Mariä, seine Eigenchaft als Nährvater des ewigen Richters, von dem all' unser Heil abhängt, sind nebst vielem anderen der Grund dieser Verehrung, die sich ungeschwächt bis zum heutigen Tag erhalten hat. Zahlreiche Bruderschaften haben sich auf dem ganzen weiten Erdenkreis unter seinen Schutz gestellt und wurden von den Päpsten mit Ablässen begünstigt. Hervorragende Gebetsanhörungen, welche in diesen Bruderschaften durch offensichtliche Vermittlung des hl. Joseph erlangt wurden, haben das Vertrauen der Gläubigen bestärkt und ihre Beteiligung vermehrt.

Wir alle müssen einmal sterben, und der Augenblick des Todes entscheidet über unsere Ewigkeit. Der Geist der Finsternis wird alsdann seine Anstrengungen verdoppeln, sodass unsere durch Krankheit geschwächte und von tausend Angstgeplagte Seele mehr als je der Hilfe nötig hat. Wie glücklich also jene, welchen der Mächtigste der Heiligen als Helfer und Verteidiger in diesem folgenschweren Kampfe zur Seite steht! In der Freundschaft des hl. Joseph sterben, ist das sichere Unterpfand eines seligen Todes.

Man wird vielleicht einwenden: der Tod hängt vom Leben ab; wer gut gelebt hat, stirbt auch gut, und umgekehrt, wer ein schlechter Christ gewesen, wird auch eines bösen Todes sterben. Gewiss, im allgemeinen ist das Leben nur eine Vorbereitung zum Tode; aber wie viele Ausnahmen hat diese Regel! Man kann lange Zeit gut gelebt haben und dennoch plötzlich in schweren Sünden sterben. Man kann anderseits ein unordentliches Leben geführt haben und dennoch auf dem Sterbebette durch eine wunderbare Gnade der göttlichen Barmherzigkeit sich aufrichtig bekehren. Es wäre zwar eine höchst gefährliche Vermessenheit, auf diese Gnade so ohne Weiteres zu rechnen, aber wir dürfen auch am Heile eines Sünders nicht verzweifeln, solange ihm noch Zeit zur Heile bleibt.

Wie viele Menschen gibt es ferner, die Glauben und guten Willen besitzen, die aber schwach und unbeständig sind, und so weder das heilige Leben eines wahren Christen, noch das Lasterleben der Gottlosen führen. Ihr Leben ist ein gefährlicher Wechsel von Kampf und Schlaffheit, von Niederlage und Sieg, von mutigen Entschlüssen und feiger Treulosigkeit, mit einem Wort, gute und böse Tage folgen eben aufeinander. Wenn nun Gottes Gerechtigkeit sie in ihrer Untreue trifft, so ist ihr Untergang gewiss; wählt aber die ewige Güte die Zeit ihres religiösen Eifers, so ist umgekehrt ihr Heil gesichert.

Welcher Spielraum bleibt also hier dem Schutze des hl. Joseph offen! Geradezu unzählbar sind die Fälle, in denen durch augenscheinliche Vermittlung dieses großen Heiligen, einem Sterbenden die Gnade eines guten Todes zuteil wurde. Wer übrigens den hl. Joseph um die Gnade eines guten Todes fleißig anruft, bittet damit zugleich um die eines frommen, christlichen Lebens; denn jeder Christ weiß, dass dies das beste Mittel ist, sich den Schutz des hl. Joseph zu sichern.

D'rum gehe zu Joseph! Ihn wähle zum Mittler und Schutzpatron, ihm vertraue dein Heil an! Warte aber

nicht, bis der Tod dich überrasche, sondern ordne jetzt schon deine Angelegenheiten. Ziehe den weisesten aller Anwälte zu Rate und vernimm von ihm, was du tun sollst: „Gehe zu Joseph, und was er dir sagen wird, das tue!“

## Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Schluss.)

„Ich habe,“ so erzählte einst Anna Katharina, „zu Gott dem Vater gerufen, er möge doch seinen Sohn ansehen, der in jeder Minute für die Sünden genugtut, der sich gerade jetzt wieder geopfert und der sich in jeder Minute für uns aufopfert. Ich hatte in diesem Augenblick das Churfreitagsbild, wie der Herr sich am Kreuze opfert, und habe Maria und den Liebesjünger unter dem Kreuze lebhaft gesehen über dem Altare des Messe lesenden Priesters.“

Ich sehe dieses in jeder Stunde Tag und Nacht, und sehe die ganze Gemeinde, wie sie gut und schlecht betet, und sehe auch, wie der Priester sein Amt tut. Ich sehe die hl. Messe zu allen Stunden des Tages und der Nacht lesen durch die Welt; ja ich sehe entfernte Gemeinden, wo sie noch ganz gelesen wird, wie bei den Aposteln. Über dem Altare sehe ich im Gesicht einen himmlischen Dienst, wo Engel alles ersehen, was der Priester versäumt. Für die Unandacht der Gemeinde opfere ich dann auch mein Herz auf und flehe den Herrn um Erbarmen an. Ich sehe auch, wie mancher Priester über der Sorge, die Leidenschaft nicht zu verleben, oft alle Innerlichkeit versäumt, und wie mancher Skrupulant sich seiner Andacht bewusst werden will.

Jesus liebt uns so, dass er sein Erlösungswerk in der hl. Messe ewig fortführt. Die hl. Messe ist die verhüllte, zum Sakrament gewordene, historische Erlösung. Ich sah dies alles schon in früher Jugend und glaubte, alle Menschen seien dies so.“

Das himmlische Jerusalem sah ich als eine schimmernde, durchsichtige goldene Stadt in blauer Luft, ohne irdischen Grund. Es waren Mauern und Tore daran; aber ich sah durch Mauern und Tore hindurch und durch alles, was hinter ihnen war, auch. Es ist dieses Sehen vielmehr ein sich Bewusstwerden von einem Ganzen auf einmal, als ein Hintereinander-Sehen, wie ich es hier beschreiben muss. Es waren da viele Straßen und Paläste und Räume; und sie waren alle bevölkert mit menschlichen Erscheinungen von verschiedener Gattung, Würde und Rangordnung. Ich unterschied auch ganze zusammenhängende Klassen und Körperschaften.

Je tiefer ich in die Stadt hineinsah, desto herrlicher und wunderbarer war alles. Die Gestalten, die ich sah, waren alle farblos, schimmernd, aber dennoch unterschieden durch die Form ihrer Gewänder und durch allerhand Zeichen, die sie trugen, wie Scepter, Kronen, Blumenkränze, Krummstäbe, Kreuzstäbe, Marterwerkzeuge u. v. m.

In der Mitte der ganzen Erscheinung schwebte es wie ein Baum, auf dessen Zweigen, gleichwie auf Stühlen, allerlei noch herrlichere Gestalten erschienen. Der Baum breite sich wie das Gerippe eines Blattes auseinander und stieß oben wieder sich rundend zusammen. Die oberen

Gestalten waren immer herrlicher und anbetender, es waren wie heilige Greise da oben; und ich sah auch oben wie eine Kugel, die ganze Welt vorstellend, mit einem Kreuz, und als wäre die Mutter Gottes da, aber viel herrlicher als sonst. Das Ganze ist durchaus unausprechlich."

### Aus meinem Tagebuche.

Bon Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 7. November 1909. — Diesen Sonntag fand ein Kaffer aus der Bumbuhwana-Siedlung hierher mit der Bitte, ich möchte mit ihm gehen und einen Mann kurieren, der bei einem Streit schwere Kopfwunden davongebrungen. Dass letzteres bei einem Biergelage geschehen, verstand sich beinahe von selbst, denn vieler solcher Zusammenkünfte endigen mit einer tollen Schlägerei. Trotzdem wollte ich den Mann nicht ohne Hilfe lassen. Die Frühmesse hatte ich schon gelesen und so konnte ich gleich mit ihm gehen; wir waren beide zu Fuß.

Mein Begleiter hatte eine weiße, nagelneue Decke umhängen und trug die Haare in kleine Zöpfchen geflochten, ein Zeichen, dass er noch ein Stockheide war. Wir wanderten den Berg hinauf, der sich im Hintergrund von Emaus erhebt, überstiegen den Drahtzaun und waren in einer Stunde beim betreffenden Kraal. Der Kranke saß vor seiner Hütte; er hatte zwei große Löcher im Kopf und auch die Augen waren geschwollen, ohne jedoch verlegt zu sein. Ich verband ihm die Wunden und tröstete mich mit der Überzeugung, es würde die Sache bald wieder "all right" sein, denn so ein Kafferschädel kann Erstaunliches ertragen.

Sämtliche Insassen des Kraals waren noch Heiden. Sie trugen schmutzige, armelige Kleider, die sie nur meinetwegen schnell umgehängt hatten. Die Kinder zogen sich scheu in den hintersten Winkel der Hütte zurück; denn sie fürchteten, ich könnte sie in die Schule mitnehmen. Wild und ungezähmt wie die Leute waren auch die Hunde; sie bellten und rasten, als wollten sie mich in Stücke reißen, bis das Weib meines Patienten einem jeden einen tüchtigen Schlag mit dem Stock verpasste, worauf sie sich knurrend hinter die Hütte zurückzogen.

Nun, vielleicht dient die Gefälligkeit, die ich heute dem Hausherrn erwiesen, dennoch dazu, uns diese Leute etwas näher zu bringen. Mit der Annahme des Christentums aber würde bald alles ein anderes Aussehen bekommen.

Während ich mit diesem Samariterdienst beschäftigt war, kam ein Junge nach Emaus, um mich zu einem Manne zu holen, denn ein wilder Ochs aufs Horn genommen und übel zugerichtet hatte. Man erzählte mir die Sache, als ich heimkam, allein der Fall schien mir so bedenklich zu sein, dass ich den Leuten riet, sie sollten sich nach einem Doctor umsehen.

Doch des anderen Tages war der Bote in aller Frühe schon wieder da und erneuerte seine Bitte, dem armen Manne zu helfen. Die Kaffern setzen auf uns amar-Nomas ein unbegrenztes Vertrauen; sie meinen, wir können jedem Lebel abhelfen. Dazu kommt noch der Umstand, dass wir solche Kuren unentgeltlich vornehmen, während die Doktoren schweres Geld dafür verlangen. Was wollte ich nun machen? Ich konnte ihm die Bitte nicht ein zweites Mal abschlagen und ritt also mit ihm zur Hütte des Kranken, welche weit in der Kaffernlokation lag. Es ging über viele Schluchten

und Berge, über Flüsse und Bäche, bis wir endlich an Ort und Stelle waren.

Der Kranke saß im Innern der Hütte und man sah es ihm an, welche Attacke er mit dem wilden Tiere gehabt hatte. Wir waren dem Tiere auf freiem Felde begegnet, und mein Begleiter hatte nicht versäumt, mich ernstlich vor demselben zu warnen.

Ich hatte mich auf eine Operation gefasst gemacht, nahm eine krumme Nadel und etwas Seidenfaden aus der Tasche, hieß den Kranken, sich der Länge nach auf dem Boden auszustrecken und nähte ihm mit acht Stichen die weit klaffenden Wunden zusammen. Der Mann litt alles mit erstaunlicher Geduld; bei einem Weinen hätte man Kokain oder Chloroform anwenden müssen; er aber verzog dabei keine Miene. Ich will hoffen, dass die leidliche Hilfe, die ich ihm geleistet, auch zu seinem Seelenheile dienen möge. Dies wäre mein vollkommenster Lohn; Geld verlange ich nicht, obschon er einem Doktor für denselben Dienst sicher seine 3 Pfund (60 Mark) hätte zahlen müssen.

Es war 5 Uhr abends, als ich heimkam, und ich hatte, außer dem Frühstück, noch nichts genossen. Um so besser schmeckte mir nun das Abendessen. Es war ein heiterer Tag gewesen und in der Ferne stiegen schwere Gewitterwolken auf.

Emaus, den 14. November 1909. — Heute musste ich schon wieder als Chirurg auftreten. Ein altes Weib hatte sich die Hand gebrochen und da hieß es eben wieder den Notarbeiter machen. Der betreffende Kraal war nicht allzu weit von Emaus entfernt und somit ging ich zu Fuß.

Im Kraale bei der Hütte angekommen, grüßte ich die Leute, die alle noch Heiden waren, mit dem hier üblichen "Sanibona," (ich habe euch gesehen), setzte mich auf ein Stücklein Holz, das man mir als Sitz angeboten und sah mir nach Kaffernsitze die Leute zuerst ein wenig an; dann erst begann die Unterhaltung und die Untersuchung der brüderlichen Hand meiner Patientin.

In der Zwischenzeit brachte ein Kaffernjunge zwei Kürbisflaschen herbei und bemühte sich, aus einer großen Uamba etwas Kaffernbier in dieselben zu gießen, was ihm jedoch nicht ganz nach Wunsch gelingen wollte. Uebrigens kam rasch ein Hund herbei und leckte das verschüttete Bier vom Boden auf. — Neben der Kranke saß eine Zauberin mit langen, tief über das Gesicht herunterhängenden Haaren. Sie hatte einen wilden, unheimlichen Blick und sprach während meiner Anwesenheit kein Wort. Ich konnte mir zwar denken, weshalb sie gekommen, doch vermied ich es, mich mit ihr in einen Disput einzulassen.

Meine Patientin hatte ihre gebrochene Hand in einen roten Lappen eingewickelt, die Finger waren krumm gebogen und die Hand steif, denn es war schon der vierte Tag, seitdem ihr das Unglück begegnet. Ich versuchte die krummen, auffallend langen Finger zu strecken und den Knochen wieder in seine Lage zu bringen, was mir auch glücklich gelang. Dann legte ich vier hölzerne Schienen an, verband die Hand mit großer Sorgfalt, legte den Arm in eine Schlinge und ging dann wieder meines Weges.

Auf dem Rückweg besuchte ich den Mann, dem ich jüngst die beiden großen Kopfwunden verbunden hatte. Er saß im Freien in der Nähe seiner Hütte und war guter Dinge. Ich untersuchte die Wunden, reinigte und verband sie aufs neue und hinterließ ihm zum Schluze etwas Medizin, denn ohne eine solche geben sich die Kaffern nicht zufrieden.

Wir sind jetzt dahier mitten im Frühling. Es ist die höchste Zeit zur Aussaat. Doch leider will noch immer kein Regen kommen. Diesem Nebelstand begegnen wir in Südafrika häufig; monatelang herrscht vielfach die größte Trockenheit, dann aber kommt der Regen in Stößen. Da heißt es einfach, in Gottes Willen sich fügen.

### Aus dem Missionsleben in Keiland.

Vom Hochw. P. Albert Schweiger, R. M. M.

„In Europa trifft man vielfach die Ansicht“, sagt Hochw. Pater Schmidt in einem Aufsatz über die Schwierigkeiten im Missionsleben, „der Missionär braucht nur wie ein hl. Franz Xaverius mit einer Schelle ein Zeichen zu geben, dann läumen die Heiden in Massen herbeigeströmt, ließen sich willig unterrichten und ohne weiteres taufen. Doch dem ist leider nicht so. Die meisten müssen aufgesucht, unermüdlich ermahnt und gebeten werden, und der Unterricht zieht sich oft Jahre hinaus, bis man ihnen das Notwendige beigebracht hat. Denn da der erwachsene Heide sich nie in seinem Leben mit höheren Dingen beschäftigt hat, ist sein Geist und seine Fassungskraft abgestumpft und fast unvermögend, die Wahrheiten und Geheimnisse des christlichen Glaubens zu erfassen.“

Was hier der Hochw. P. Schmidt über die Verhältnisse in Sankt Paul schreibt, gilt leider auch von der Mehrzahl der Schwarzen Eingeborenen in Keiland. In Natal und Griqualand, bei den Kaffern und Basutos und noch mehr bei den Manikas im Misionaland werden die Missionäre jetzt sehr oft zu den Kranken gerufen, es gibt ganze Wochen,

in denen der Priester Tag für Tag von ihnen in Anspruch genommen wird. Stundenweit kommen die Katholiken zur Kirche und Schule, sie tragen Steine zusammen, helfen Schulen und Kapellen bauen und können kaum den Tag erwarten, an dem sie in der hl. Taufe zu Kindern Gottes wiedergeboren werden.

Leider zeigt sich dieser läbliche Eifer hier in Keiland nur selten. Der große Haufe ist in Glaubenssachen überaus kalt und gleichgültig. Oft vergeht geraume Zeit, ehe man die Heiden nur so weit gewinnt, daß sie den Absichten des Missionärs nur irgendwelches Verständnis entgegenbringen. Ausnahmen gibts natürlich auch. Wir haben auch gute, echte Christen auf unserer Farm, die uns in jeder Beziehung zum großen Troste gereichen. Die besten befinden sich auf unserer Außenstation Sa-



Gruppe der am 28. September 1910 mit „Gretschli Tafle“ nach Mariannhill abgereisten Postulanten.  
Die stehenden von links nach rechts: 1. Peter Wagner, Schenker; 2. Johann Gotta, Grubenarbeiter; 3. Josef Gollbach, Koch; 4. Franz Hoffmann, Student; 5. Martin Heyer, Schlosser; 6. Wilhelm Dietz, Bäcker; 7. Edward Klein, Student. Die liegenden von links nach rechts: 1. Benzel Schmidt, Untergärtner; 2. Ulrich Lehmann, Schauspieler; 3. Adam Heßel, Weinhauer.

Li w a. Ihr Eifer in Ausübung der mannigfachen religiösen Pflichten und im Empfang der hl. Sakramente verdient ungeteiltes Lob. So oft ich die hl. Messe bei ihnen lese, was etwa 3—4 mal in der Woche geschieht, geht regelmäßig der größere Teil derselben zur hl. Kommunion, und am Samstag gehen sie fast ohne Ausnahme mit großer Gewissenhaftigkeit zur hl. Beichte. Seit den zwei Jahren, da wir nun hier sind, ist uns auch nicht ein einziger Fall vorgekommen, daß wir eine ernsthafte Rüge hätten erteilen müssen. Einzelne von ihnen kommen an den Tagen, an welchen ich verhindert bin, nach Saliwa zu gehen, in aller Frühe, schon vor 5 Uhr, hieher nach Keilands, um da der hl. Messe beizuwohnen und zur hl. Kommunion zu gehen, und dies sogar zur Winterszeit, wo es oft bitter kalt ist. Dazu müssen sie noch durch das eiskalte Wasser des Keiflusses waten.

Unsere besondere Hoffnung sind dann ferner die zahlreichen Schulkinder. Alles will hier lernen und drängt sich zur Schule und bald kommt von diesem Häuptling, bald von jenem die Aufforderung, in seinem Bezirk eine eigene Schule zu errichten. Handelt es sich dabei auch in erster Linie um den Unterricht, um eine gewisse Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen, so stellen wir doch selbstverständlich die Religion immer als Hauptgegenstand hin und leiten die Kinder zum sonntäglichen Kirchenbesuch an. Die gute Wirkung kann da mit der Zeit nicht ausbleiben, wenn auch gegenwärtig bei vielen dieser Kinder der Drang zum Empfang der hl. Taufe noch sehr gering ist. Mit der Zeit werden die alten Vorurteile schon schwinden.

Großen Trost gewährt uns auch der Umstand, daß sich die in unserer Mission erzogenen Mädchen meist recht gut halten. Fast mit jeder Post kommen Briefe von weißen Farmern oder aus Städten mit der Bitte, wir möchten ihnen eines unserer christlichen Mädchen in den Dienst geben. In andern Briefen wird uns für Kinder, die wir schicken, gedankt und wird dabei unsern Mädchen ein sehr günstiges Zeugnis ausgestellt. An den größeren Festtagen fehren sie gewöhnlich in die Mission zurück, empfangen die hl. Sakramente und erbauen so unsere ganze schwarze Gemeinde.

Kurz, es fehlt nicht an erfreulichen Lichtpunkten in unserer Mission, und läßt der große Hause zur Zeit auch noch viel zu wünschen übrig, so hoffen wir doch auf eine gründliche Besserung im Laufe der Zeit. Geduld und Ausdauer ist uns allerdings vonnöten; ich will in Nachstehendem nur einige Fälle zur Aufklärung anführen, weiß ich ja doch, wie sehr unsere geneigten Leser die Freuden und Leiden eines Missionärs teilen.

In der Nachbarschaft unserer Außenstation Ziguudu war ein Kind schwer krank geworden. Der Missionär besuchte es und bat die Mutter, es ihm doch gleich anzuziegen, falls sich sein Zustand verschlimmern sollte. Nach einigen Tagen kommt die Frau und bittet um eine Schaufel. „Was willst du damit machen?“ fragten wir sie. „Ein Grab möchte ich machen für mein verstorbenes Kind,“ lautet die lakonische Antwort. „Ist dein Kind tot? Warum hast du uns nichts gesagt, als es schlimmer mit ihm wurde?“ „Soeben ist es gestorben; doch die Seele ist noch nicht ganz vom Leibe geschieden.“

Der Missionär weiß, wie das zu verstehen ist. Er springt auf, nimmt Hut und Stock und ein Gläschen Weihwasser und eilt schleinigt dem betreffenden Kraal zu. Die Frau aber schreit ihm beständig nach: „Halt ein! Niemand hat dich gerufen. Gib mir die Schaufel und bleib hier! Du sollst das Kind nicht taufen; ich will es nicht haben!“ Der Missionär aber eilt im

Sturmschritte fort, unbekümmert um das Gejohre des heidnischen Weibes, er tritt in den Kraal, findet das Kind noch am Leben und taufst es, gerade bevor es den letzten Seufzer aushauchte.

Eine junge Frau wurde, da sie schwer krank darunterlag, vom Vater Missionär ein volles Jahr hindurch etwa alle 14 Tage besucht. Manchmal brachte er ihr auch etwas Essen mit. Als sich ihr Zustand verschlimmerte, verdoppelte er seine Besuche und bat und beschwore sie, doch Mitleid mit ihrer armen Seele zu haben und sich taufen zu lassen. Vergebens, sie starb ohne Taufe dahin.

In einem andern Kraal gab die Mutter endlich dem Drängen des Priesters nach und gestattete die Taufe ihres sterbenden Kindes. Als aber im folgenden Jahre ein zweites Kind zum Sterben kam, wollte sie die Einwilligung zur Taufe nicht mehr geben. Der Missionär wiederholte seine Bitten und sagte zuletzt: „Ich muß jetzt fort und weiß nicht, ob es mir möglich sein wird, während der nächsten Tage wieder zu kommen. Sollte das Kind inzwischen dem Tode nahe kommen, so kannst du es selber taufen. Du hast es schon einmal gesehen, wie ich es gemacht habe und ich will dich jetzt genau unterrichten, wie du es im Notfalle machen sollst.“ Diese aber lachte ihm hellauf ins Gesicht und wollte von einer solchen Instruktion nichts wissen.

Ein anderesmal erfuhr ich auf Umwegen, ein hochbetagter Mann sei sterbenskrank und es sei keine Zeit zu verlieren, wenn ich ihn noch zur Taufe bewegen wolle. Der Mann war mir sehr gut bekannt; wohl hundertmal war ich schon an seinem Kraal vorbeigegangen und hatte mit ihm gesprochen, bei welcher Gelegenheit er sich immer sehr freundlich und zuvorkommend gezeigt hatte. Ich hatte ihn sogar dazu bewogen, öfters zu uns in den Gottesdienst zu kommen; auch hatte er eine Tochter und zwei Söhne, die mit ihren Kindern zu uns bestens katholischen Familien zählen. Kurz, man hätte denken sollen, es habe gar keine Schwierigkeit, diesen Mann auf dem Sterbebette zum Empfang der hl. Taufe zu bewegen. Doch es sollte anders kommen.

Ich gehe sofort zu ihm und frage ihn ohne viele Umschweife, ob er getauft werden wolle. Die kalte, trockene Antwort ist: „Nein, ich will nicht.“ Ich rede eine Weile von anderen, gleichgültigen Dingen und komme dann wieder auf die Taufe und die Notwendigkeit ihres Empfangs zurück. Nachdem ich all meine Veredsamkeit erschöpft, fragte ich ihn wieder, wann er denn getauft werden wolle. Antwort: „Da müssen zuvor alle meine Söhne und Töchter kommen und die Sache in einem Familientreffe ernstlich besprechen.“ Nun waren aber die meisten seiner Kinder noch Stocher und ich wußte zum voraus, welchen Beschluß diese fassen würden. Was nun? Der alte Mann war schwer krank und konnte jeden Tag sterben. Ich verrichtete ein kurzes Gebet und redete ihn dann folgendermaßen an: „Freund, welchen Rat können dir in einer so wichtigen Sache deine heidnischen Söhne und Töchter geben? Was liegt diesen daran, wenn du ohne die hl. Taufe dahinstirbst? Wie aber wird es dir ergehen, wenn du als Heide mit all deinen Sünden vor den Richterstuhl Gottes kommst? Frage dich einmal: Kannst du die ewigen Peinen des höllischen Feuers ertragen?“ Bei diesen Worten ergriff ich seine Hand und hielt sie eine Weile über die Glut, die in seiner Hütte brannte. —

Er zog sie rasch zurück und verharrte mehrere Minuten in nachdenklichem Schweigen. Endlich kam es

langsam über seine Lippen: „Mein Vater, ich will getauft werden.“ — „Wann?“ — „Taufe mich so gleich!“ — Ich hatte mit Gottes Gnade den Sieg errungen, er teilte ihm einen kurzen Unterricht über die Hauptwahrheiten unserer hl. Religion, gönnte ihm nochmals eine größere Pause zu ruhiger Überlegung, und als er auf meine Frage abermals beteuerte, daß er nun getauft werden wolle, spendete ich ihm das hl. Sakrament der Wiedergeburt. Kurze Zeit darauf verlor er vollständig das Gehör und nach drei Wochen hauchte er seine Seele aus.

Ein ähnlicher Fall passierte mir vor nicht zu langer Zeit mit einem jüngeren Manne, der den Krebs im Gesicht hatte. Man sagte mir zwar zum voraus, all meine Versuche, ihn zur Taufe zu bewegen, würden vergebens sein, doch ich ließ viel für ihn beten und machte mich dann doch ans Werk. Es war eine schwere Arbeit. Was ich beim einen Besuch erreicht hatte, verdarben mir beim andern seine heidnischen Freunde und Hausgenossen. Seine schließliche Antwort war: „Mein Vater, ich glaube alles, was du mir sagst, ich bete auch und bereue alle meine Sünden, aber taufen kann ich mich nicht lassen; nein, das will ich nicht.“ — Doch nach vieler vergeblichem Bemühen brachte ich ihn zuletzt mit Gottes Gnade doch so weit, daß er willig wurde wie ein Kind und sich gerne taufen ließ. Er starb eines recht schönen, friedlichen Todes. Auch meine Christen von Saliva besuchten ihn oft und beteten laut mit ihm in seinem Kraale.

Leider verstecken die Heiden vielfach ihre Kranken. Hätten wir überall freien Zutritt, so könnten wir auf dem Missionsacker immerhin noch eine schöne Aehrenlese halten.

Bei diesem Anlaß möchte ich all' den edlen Wohltätern, die unsere Mission in Neiland mit so manchen schönen Spenden bedachten, unseren innigsten Dank und ein herzliches „Vergelt's Gott“ aussprechen. Ich kann sie versichern, daß sowohl von uns, wie von unsren Kindern täglich für sie gebetet wird. Aber auch jene unserer geehrten Besucher, die nicht mit zeitlichen Gütern gesegnet sind, können unserer Mission helfen, nämlich durch das Almosen ihres Gebetes. Ja, mögen recht viele Gebete zum Himmel aufsteigen, damit der liebe Gott, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, die Seelen der hiesigen Schwarzen röhre und sie einführe in das Reich seiner Kirche auf Erden. Adveniat regnum tuum! Ja, Herr, dein Reich komme zu uns!

Schöne Tat eines österreichischen Prinzen. In Mettersdorf, einem Orte westlich von Wien, hat sich eine schöne Episode zugetragen, in deren Mittelpunkt der Erzherzog Eugen steht. Der Erzherzog inspirierte in seiner Eigenschaft als Feldzeugmeister in St. Pölten das 21. Landwehr-Infanterie-Regiment. Als er gegen Steyr fuhr, hörte er von seinem Automobil aus plötzlich in Mettersdorf Feueralarm. Ein großer Trakt von Wirtschaftsgebäuden und Holzlagern war in Brand geraten und gefährdet den ganzen Ort. Eilig verließ der Erzherzog seinen Wagen, lief in den Ort und stellte sich mit dem ihn begleitenden Oberstleutnant des Generalstabes und einem Oberleutnant sofort an die Pumpen. Durch eine Stunde arbeitete der Erzherzog selbst an dem Herauspuropen des Wassers, gleichzeitig die ganze Löschaktion leitend. Als nach einer anderthalbstündigen Arbeit der Erzherzog schwitzend — seine Generalsuniform von oben bis unten

mit Wasser bespritzt — zurücktrat, war die Gefahr von dem Orte gebannt. Inzwischen hatte der Herzog sein Automobil zur Verfügung gestellt, um für einen bei der Rettungsarbeit verunglückten Bauer einen Arzt herbeizuschaffen und als er schied, stellte er dem Oberlehrer des Dorfes 500 Kronen zur Verteilung an die Abgebrannten zur Verfügung, weitere Hilfe versprechend. Den Leuten standen Tränen der Rührung in den Augen, als sie sich zum Abschied um das Gefährt des hilfreichen Prinzen sammelten, der allen zum Abschied noch freundlich zwinkte. Erzherzog Eugen hat damit seiner großen Volksstümlichkeit einen neuen schönen Zug eingefügt. Der Prinz, den in Wien jeder als den „Hoch- und Deutschmeister“ und Chef des Wiener Haussregiments ehrt und der sich auch in Tirol als Körpskommandant beispiellose Unabhängigkeit erfreut, ist in männlich-schöner Gestalt heute jedem Mann aus dem Volke bekannt. Als es bei den großen italienischen Studentenversammlungen in Innsbruck vor anderthalb Jahren dort zu einem förmlichen Aufruhr kam und die demonstrierende Menge dem Statthalter die Fenster einschlug, erwiderte plötzlich unter den erregten Demonstranten zu Fuß Erzherzog Eugen, der auf dem Wege in seine Wohnung begriffen war. Wie auf Kommando zog die Menge die Hüte und die eben noch gegen den Statthalter „Abzug!“ schreiende Menge stimmte plötzlich begeisterte Hochrufe auf den Körpskommandanten Prinzen Eugen an. Die Tat des Prinzen zu Mettersdorf zeigt, daß das Volk den Erzherzog nicht umsonst zu seinen Lieblingen zählt.

### Zeugnis eines Konvertiten.

„Es glaube ja niemand“, sagte einmal der bekannte Konvertit Friedrich von Hurter, „ich hätte mich, bestochen durch das Neuhäre, verleiten, gleichsam betören lassen, einzutreten in das Innere der katholischen Kirche.“

Nein, ich bin erst eingetreten als neugieriger Fremdling, bin erst umhergegangen mit offenem Auge, wie der Kauflustige ein Haus, das er zu kaufen gedenkt, zuerst genau ansieht. Ich habe das Einzelne des Hauses der katholischen Kirche durchforscht und mir mehr Einsicht erworben, als mancher, der in diesem Hause geboren ist; und ich habe lange gewartet, bis ich gesagt habe: „Das Haus gefällt mir!“

Erst nachdem ich es fest, dauernd, wohnlich, zufrieden gefunden, erst dann habe ich mich entschlossen, in dem wunderbaren Gottesbau der katholischen Kirche zu bleiben.“

### Wie England katholische Missionare ehrt.

Der in Zentralafrika hochangesehene Weiße Vater Pater Bresson ist unter großen Ehrenungen der Vertreter der englischen Behörden, des Königs von Uganda und seiner Minister zur letzten Ruhe bestattet worden; seine Negergemeinde war vom tiefsten Schmerze ergriffen.

Die Erstkommunianten, welche Pater Bresson auf den großen Tag vorbereitete, folgten laut schluchzend dem Sarge, und als endlich die Hölle des Entschlafenen in die kühle Gruft hinabgesenkt wurde, von einem letzten Segen der Kirche begleitet, da blieb kein Auge trocken.

Der englische Gouverneur sandte ein Beileidseschreiben: „Pater Bresson,“ so heißt es in demselben, „war allgemein beliebt und von allen Beamten hochgeschätzt. Ich höre von allen Seiten nur den Ausdruck des lebhaften Bedauerns über sein plötzliches Hinscheiden . . .“

### Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Schaffhausen, Plaist, Herrntröy, Ensdorf, Aachen, Schalkenmehren, Landenbach, Carum, Eßen, Hirtel, Köln, Würselen, Vorbeck, Salzkotten, Imgenbroich, Eßenborn, Gelsenkirchen, Billerbeck, Altocalcar, Montjoie, Emmerich, Epen, Ahrweiler, Würselen, Walhorn, Verdohl, Münster, Rehlingen, Rheindahlen, Irrel, Eichel, Gehey, Seppenrade, St. Tönis, Bedburg, Godesberg, Griesborn, Overath, Böslar, Rheine, Egenhausen, München, Thann, Waldshut, Dettelbach, Nettwangen, Oberursel, Hettingen, Petersthal, Bruchsal, Künzelsau, Bell, Berlin, Säffelsheim, Lahr, Schiltigheim, Mitterteich, Hahn, Sulzbach, Roggenburg, Loppenhagen, Neuen, Kühlegg, Weilheim, Nebelschütz, Leutershausen, Hohenhofen, Wiesent, Lannesberg.

### Danksagungen.

Herzl. Dank dem göttl. Herzen Jesu, dem hl. Frz. Xaver und St. Antonius für Erhörung, Sr. M. Verilla, C. P. S. Als Provinz Hannover. Neubrunn, Dank für gelungene Operation. F. H. in Wilchenbach: Herzlichen Dank der lieben Gottesmutter, dem heiligen Antonius für wunderbare Hilfe aus einer schwierigen Lage. Tausend Dank dem lieben hl. Antonius für Hilfe in einem schweren Nervenleiden. M. F. Pellenhof (N.-Osterr.): Tausend Dank dem heil. Antonius für Hilfe in verschiedenen Anliegen. Dem hl. Joseph und der hl. Mutter Maria sage ich öffentlich Dank für ihre Hilfe, indem ich trotz vielen vorhandenen Schwierigkeiten Aufnahme in einem Kloster gefunden habe.

### Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Egenhausen, Burgalben, Versbach, Frankfurt a. M., Frankenstein, Schirgiswalde, Zaudnit, Prostinen, Wartberg, Oberursel, Petersthal, München, Augsburg, mehrere aus Amerika, Haimhausen, Grafenau, Liebersberg, Sindeldorf, Schleithal, Neuses, Kühlegg, Straßburg in Kärnten, Teplitz, München, Rinnenthal, Göppingen, Mering, Rüthen, Bochum, Ekel, Ahrort, Saar, Carum, Würselen, Eisinghorst, Schneiders, Duisburg-Beck, Godesberg, Oberzier, Gelsenkirchen, Seppenrade, Gelsenkirchen, Groß-Rietz, Mönchengladbach, Baderborn, Rheine, Korschenbroich, Geopoldschlag, Neapelstorf (Böhmen), Montlingen, Ulster, Berlingen, Grebenbach, Reiden, Bremgarten, Baden, Walsertal, Schwyz, Brunnen, St. Gallen, Pfäffingen, Krenzmatz, Dierdingen.

### Memento!

Bon unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltätigkeitsbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Josef Schütt, Weitmar. Christine Hüttner, Raesfeld. Elis. Weber, Bw., Köln-Deniz. Bernard Otten, Bremen. Josef Dröbach, Hüdeswagen. Kath. Schmittner, Oberthal. Fr. Östendorf, Schmittthof. Frau Barbara Dr. Eichbaum, Oberwesel. Bw. Joh. Steffens, Kämberg. Antonia Bresnitzar, Hordel. Antonette D. Huart, Weimerskirch. Kath. Wittlich, Kürtencheid. Josef Gallas Willemes, Weimerskirch. Elise Wohl, Köln. Kath. Haverdin, Weiseke. Theodor Ostermann, Duisburg. Frau Driessen, Epen. Maria Köhn,

Hütersdorf. Hubert Biesenbach, Hachenberg. Walburga Müller und Lorenz Baum, Ottersweier. Kath. Körcher und Barb. Kieber, Mittenau. Elise Fisch, Oberuzwil. Josef Kälin, Eutal. Karolina Eger-Braun, Uzwil. Johann Jauch, Silenen. Frau Landmann, Arnold Muheim, Altdorf. Ludwig Sternberg, Carling, Iowa. Anna Gern, Anna Rechsteiner und Theresa Stosvogel, Buffalo, N.Y. Veronika Gläser, Dubuque. Jakob Leininger, Chicago, Ill. Theresa Barth, St. Nazianz, Wis. Eva Rechsteiner, New-York, N.Y. Johann Williger, Menlo, Wash. Barbara Bader, St. Helena, Nebr. Theodor Verhagen, Hales Corners, Wis. Rev. C. B. Lehtenberg, Dössen, Iowa. Clemens Han, Allmishofen. Benedikt Lint, Frauenholz, Maria Krees, Helene Flöhnemann. Anna Bösel, Breslau. Ernestine Siedel, Frankensteine. Mich. Kämmermaier, Beihlshof. Theresa Weiß, Rottenegg. Friedrich Trautmann, Radorf. Amalia Eger, Freiburg. Agatha Vollmuth, Beuzleben. Marg. Rosner, Dippersreuth. Pfr. Friedrich Roje, Belsen. Kath. Stüb, Schlebusch. Frau L. Fähnrich, Niederweiler. Frau Gerhard Frimmersdorf, Riedt. Heinrich Klässner, Erle. Katharina Hößlmidt, Koblenz. Reinold Schäfer, Kerpen. Elisabeth Scherlenbach, Dorsten. Heinrich Döschel, Clarkholz, Herr Sommer, Aachen. Anna Börich, Forst. Luise Kausmann und Mathilde Stäbe, Köln. Bernadine Schlephorst, Verne. Gottfried Schürmann, Henrichenburg. Frau Peter Könen und Frau Josef Hannen, Bütgenbach. Hochw. Fried. Joh. Müllers, Eßen. Fr. Th. Leiermann, Telgte. Gertrud Jülich, Eich. Fr. M. Hülse, Godesberg. Heinrich Doesen, Oberhausen. Theresa Ingelbogen, Düsseldorf. Gertrud Wettens und Berta Bäumer, Münster. H. Hagen, Aßfeld. Heinrich Schenken, Goch. Kath. Dür, Alberschwende. Antonia Rizmannhuber, Lützenau. Franz Moltke, Linz. Anna Gelsbauer, Urfach-Linz. Theresa Groß, Kloßchen. Maria Leder, Steiermark. Franz Pongray, Pfarrer, Gleinstätten. Johann Passath, St. Ruprecht a. Raab. Rosa Schuh, Wulzeshofen. Maria Lederer, St. Margarethen a. Raab. Ferdinand Köhl, Berndorf. Maria Drexler, Marburg. Jakob Schiffermüller, Spiritual, Gleink. Rosalia Kaipitich, Halbenrain. Martin Tuhn, Jöhndorf. Dr. Ferdinand Schams, Kaumberg. Maria Vorber, Paldau. Julius Sommerhofer, Weiz, Steiermark. Schw. Methodia Altentrichter, Linz. Helene Hohenburger, Graz. Eduard Adamka und Pauline Kianida, Blalna. Franz Fatching, Graz. Anna Lendl, Bruck a. Mur. Maria Höhener, Urfahr. Rosa, geb. Reichsfreitn v. Lemprich, Linz. Rosina Paicher, Deutsch-Beneidau. Karoline Baumgartner, Moosburg. Maria Unner, Eichbach. Magdalena Gmundner, Oberzeiring. Maria Raminger, Radmer bei Hainburg. Frau M. Windisch, St. Stefan ob Stainz. Michael Schneberger, Linz. Anton Bucenja, Kreuzdorf. Pauline Huber, Einstuf. Rosi Schlichte, Steinebrunn. Ludwig Andergagger, Obergeistein. Ignaz Mäder, Andelsbuch. Urban Buchler, Schwyz. Jules Kraft, Kreuzmatt. Joh. Hofmann, Kersbach. Frau Sitterle, Blodelsheim.

### Briefkasten.

Wer ist bereit, zu Gunsten eines Postulanten eine Polize der Militärdienstlosen-Versicherung der Arminia-München mit 1/4-jähriger Prämie von 36 Mark bei einer Versicherungssumme von 2000 Mark, auf die bisher schon 576 Mark ausgezahlt wurden, gegen Rückzahlung dieser 576 Mark zu übernehmen?

Näheres zu erfragen: Würzburg, Reitbühlsgasse 10.

Wer lebt dem Missionshaus „St. Paul“ auf erste Hypothek zu billigem Zinsfuß 100 bis 200.000 Mark?

Allen lieben Lesern und Leserinnen des Vergissmeinnicht  
ein fröhliches und gnadenreiches Weihnachtsfest!

### Billige Weihnachtsgeschenke zugunsten der Heidenmission.

#### Mariannhiller Missionskalender für 1911.

Reichlich illustriert, mit schönen Erzählungen.

#### Vollständige Jahrgänge des „Vergissmeinnicht“.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.  
1907. 1908. 1909.

#### Kühlen's Abreisskalender für 1911.

Eigene Ausgabe für die Mariannhiller Mission.

Preis für Deutschl. Mk. —.50, für Oesterr. 60 Heller,  
für die Schweiz 65 cts. Frühere Jahrgänge, soweit  
vorrätig, werden für den halben Preis abgegeben.

Preis ungebunden Mk. 1.50, für Oesterr. Kr. 1.75, für  
die Schweiz Fr. 1.80. Gebunden in hübschem Ein-  
band mit Titel auf dem Deckel und Rücken, franz.  
zugesandt, Mk. 2.50, Kr. 2.50, Fr. 250.

Für Deutschland Mk. 0.50, für Oesterreich 60 Heller,  
für die Schweiz 65 cts.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Berantwortlicher Redakteur Georg Kropf in Würzburg. — Druck und Verlag der Frankischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.